

Klaus-Michael Bogdal

Wissenskanon und Kanonwissen

Literaturwissenschaftliche Standardwerke in Zeiten disziplinären Umbruchs

Auf der Suche nach einem Verfallsdatum

In Rückblicken auf die Germanistik der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in denen das Fach expandierte und so viele Studierende anzog wie kein anderes geisteswissenschaftliches, ist dennoch meist von „Krise“ die Rede. Von der Bildungsöffentlichkeit wurde die Germanistik und das von ihr verbreitete Wissen als antiquiert wahrgenommen¹ und mit einem Verfallsstempel versehen. Nicht nur der von der Literaturwissenschaft favorisierte Kanon literarischer Werke geriet in die Kritik,² sondern ebenso das als gesichert geltende Fachwissen.³ Der Germanistik gegenüber wurden die Vorwürfe erhoben, eine Disziplin ohne ein Objekt im Sinne moderner Wissenschaft zu sein, das Wissen anderer Fächer nicht zur Kenntnis zu nehmen und die zeitgenössische Literatur zu ignorieren.⁴ Das Fach wurde so weit destabilisiert, dass seine Einheit zu zerbrechen drohte.⁵

Auf den ersten Blick erscheinen Innovationen, d. h. thematisch-inhaltliche, methodisch-theoretische, organisatorisch-institutionelle sowie personelle ‘Umbauten’ als Lösungen der Krise und identitätsrettende Maßnahmen. Die Erneuerungen und Reformen bestimmen das Bild der Literaturwissenschaft bis heute, die „Auffassung von der zweiten Hälfte der 60er Jahre als einer wichtigsten Umbruchsphasen der Disziplingeschichte im 20. Jahrhundert hat sich mittlerweile weitgehend durchgesetzt.“⁶ Die späten Sechziger gelten als „Anschubphase für eine Modernisierung der Literaturwissenschaft, in deren Verlauf sich der gegenwärtige

¹ Vgl. Karl Otto Conrady: „Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchener Germanistentag von 1966, in: „Diskussion Deutsch“ 19 (1988), S.126-143.

² Vgl. Walter Erhart: „Kanonisierungsbedarf und Kanonisierung in der deutschen Literaturwissenschaft (1945-1995)“, in: Renate von Heydebrand (Hg.): „Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung“, Stuttgart, Weimar 1998, S.97-121.

³ 1964 erscheint Wolfgang Kayser's „Das sprachliche Kunstwerk“ in der 10. Auflage. (Erste Auflage Bern 1948).

⁴ Vgl. Klaus Scherpe: „Die Renovierung eines alten Gebäudes. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945-1950“, in: „Wissenschaft im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?“, hg. von W. H. Pehle/P. Sillem, Frankfurt/M. 1992, S.149-163.

⁵ Die Entwicklungen der sechziger und siebziger Jahre sind Gegenstand des Bielefelder DFG-Projekts „Neue Universitäten - Neue Germanistik?“. Vgl. Klaus-Michael Bogdal: „Neue Universitäten - Neue Germanistik? Institutioneller Wandel, Paradigmenwechsel und disziplinäre Organisation in den sechziger und siebziger Jahren“, in: „Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses. Wien 2000. Zeitenwende - Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“, hg. von P. Wiesinger, Bd. 63, Bern (im Druck)

⁶ Rainer Rosenberg: „Die sechziger Jahre als Zäsur in der deutschen Literaturwissenschaft. Theoriegeschichtlich“, in: R. Rosenberg/ I. Münz-Koenen/P. Boden (Hg.): „Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich“, Berlin 2000, S.153.

Wissenschaftszustand herausbildete.“⁷ Auf wissenschaftshistorisch allgemeinerer Ebene werden „Dissens und Konflikte (...) als Indikatoren für den Wandel von Disziplinen aufgefaßt.“⁸

Übersehen werden bei solchen durchaus zutreffenden Beschreibungen meist die weniger spektakulären Momente wie die Evolution des Kernbestands⁹ an Fachwissen. In einer breiten Öffentlichkeit wurden die ‘Bekenntnisse’ zur Werkautonomie, zum Ästhetischen, zur Tradition oder - auf der anderen Seite - zur gesellschaftlichen Funktion von Literatur kommuniziert. Sie polarisierten die Germanistik. Zu den „bindenden Kräften“ im Sinne neuerer Kanondefinitionen¹⁰ gehörten solche Wissensbestände, über deren Validität ein gewisser Konsens herrscht und die zugleich nicht sofort mit der Antiquiertheit des Fachs in Verbindung gebracht werden konnten. Am Beispiel der Rezeptionsästhetik der ‘Konstanzer Schule’ hat Hans-Harald Müller überzeugend dargelegt, dass deren Erfolg u. a. darin begründet lag, die notwendig gewordenen Erneuerungen mentalitär abzufedern. „Jauß wurde der Name für ein Programm, das noch am ehesten die Integration traditioneller philologischer Fragestellungen mit der unabweisbar gewordenen ‘Modernisierung’ hinsichtlich der ‘Theoriebildung’ versprach.“¹¹

Der folgende Beitrag konzentriert sich auf „Fragen der Wissensakzeptierung“¹². Die sechziger und siebziger Jahre werden hier exemplarisch¹³ als Umbruchphase in der Geschichte literaturwissenschaftlicher Wissensbestände skizziert. Damit soll ein Beitrag zum Verständnis von Kanonisierungsprozessen in modernen, unter Innovationsdruck geratenen Geisteswissenschaften geleistet werden.¹⁴ Diese lassen sich nämlich nicht zureichend unter der

⁷ Ebd.

⁸ Gustav Frank: „Problemlösen und Dissens: Beschreibungsmodelle und Bewertungskriterien für Disziplinen im Wandel“, in: Jörg Schönert (Hg.): „Literaturwissenschaft und Wissenschaftsgeschichte. DFG-Symposium 1998“, Stuttgart/Weimar 2000, S.61.

⁹ Vgl. zur Unterscheidung von „Kernbestand“ und „Hypothesengürtel“ Imre Lakatos/Alan Musgrave (Hg.): „Kritik und Erkenntnisfortschritt“, Braunschweig 1974.

¹⁰ Renate von Heydebrand (Hg.): „Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung“, Stuttgart/ Weimar 1998.

¹¹ Hans-Harald Müller: „Tendenzen der westdeutschen Literaturwissenschaft nach 1945. Dargestellt an den Antworten auf die Probleme einer wissenschaftlichen Textinterpretation“, in: „Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht“, 15. Jg., 1984, S.93.

¹² Karin Knorr-Cetina: „Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft“, Frankfurt/M. 1984, S.30.

¹³ Zum Problem exemplarisch verfahrenen Wissenschaftsgeschichte siehe: Ralf Klausnitzer: „Fallstudien als Instrument interdisziplinärer Wissenschaftsforschung. Am Beispiel der disziplinübergreifenden Rezeption des ‘Gestalt’-Konzepts in den 1930er/1940er Jahren“, in: Schönert: „Literaturwissenschaft“, a.a.O., S.209-256.

¹⁴ Vgl. W. Prinz/P. Weingart (Hg.): „Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten“, Frankfurt/M. 1990 u. Peter Brenner (Hg.): „Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft“, Frankfurt/M. 1993. H.-H. Müller führt drei Gründe für den Druck auf die Germanistik an: „Zum einen die hoffnungslose Verflachung der in der Nachkriegszeit etablierten und bis zum Beginn der sechziger Jahre dominanten Richtung der ‘werkimmanenten Interpretation’, die vielleicht eher als politisch geläuterte, werkorientierte geistesgeschichtliche Literaturbetrachtung zu bezeichnen wäre. Zum zweiten die

Leitdifferenz wahr/falsch erfassen, sondern nur im Blick auf ihre widersprüchliche Vorgeschichte und ihre spezifischen 'Haltbarkeitsregeln' beschreiben. Literaturwissenschaft ist keine „normale“ paradigmatische Wissenschaft in der bekannten Definition des Wissenschaftstheoretikers Thomas S. Kuhn.¹⁵ Denn für die Literaturwissenschaftler trifft zumindest seit den sechziger Jahren nicht mehr zu, daß sie „unter dem Dach eines Paradigmas der Frage enthoben sind, warum sie die Welt gerade so sehen, wie sie sie sehen: alle Fachkollegen haben die betreffende Sicht akzeptiert.“¹⁶ Selbst der Literaturbegriff bleibt umstritten.¹⁷ Auch wenn „Paradigmenkonkurrenz und Methodenpluralismus (...) die Ausbildung einer einheitlichen Fachterminologie“¹⁸ in der Tat verhinderten und zur Desintegration des Fachs führten, so lässt sich dennoch auf bestimmten Arbeitsfeldern eine gewisse Kontinuität beobachten, die sektorale Methodiken und Begrifflichkeiten einschließt. Kontinuität offenbart sich vor allem darin, dass sich trotz des Pluralismus gerade in den späten Sechzigern und in den Siebzigern literaturwissenschaftliche Standardwerke und Lehrbücher erfolgreich etablieren.

Zu den in der 'Krise' der Germanistik erfolgreichsten Standardwerken gehören Eberhard Lämmerts „Bauformen des Erzählens“¹⁹, Peter Szondis „Theorie des modernen Dramas“²⁰ und Volker Klotz' „Geschlossene und offene Form im Drama“²¹. Für die Lyrik existiert keine vergleichbare Arbeit. Hier setzte sich der Romanist Hugo Friedrich mit seinem in „rowohlts enzyklopädie“ erschienenen Werk „Die Struktur der modernen Lyrik“²² durch. Bis heute

Forderung nach einer weltanschaulichen und politischen Reorientierung der Literaturwissenschaft, nach einer Änderung ihres Selbstverständnisses von einer akademischen 'Elfenbeinturm'-Wissenschaft in Richtung auf eine gesellschaftspolitisch aufgeschlossene und aktive Wissenschaft. Zum dritten die Forderung nach einer gründlichen theoretischen Fundierung aller Bereiche der Literaturwissenschaft, die von ihren Kritikern der verschiedensten Richtungen als eine weitgehend intuitionistisch und 'unmethodisch' verfahren betrachtet wurde.“ (Müller: „Tendenzen“, a.a.O., S.99f.)

¹⁵ Vgl. Thomas S. Kuhn: „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, Frankfurt/M. 1967 u. Stephen Toulmin: „Kritik der kollektiven Vernunft“, Frankfurt/M. 1978.

¹⁶ Hans Poser: „Wissenschaftstheorie“, Stuttgart 2001, S.146.

¹⁷ So Rainer Rosenberg in seinem ausgezeichneten Aufsatz „Die Semantik der 'Szientifizierung'. Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebote an die deutsche Literaturwissenschaft“, in: G. Bollenbeck/C. Knobloch (Hg.): „Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945“, Heidelberg 2001, S.125.

¹⁸ Rosenberg: „Semantik“, a.a.O., S.124.

¹⁹ Erste Auflage Stuttgart 1955. 1990 wurde die 8. Aufl. ausgeliefert. Im Februar 2000 erfolgte ein Nachdruck. Da nur ein Verlag zu einer (zuverlässigen) Auskunft über die Höhe der verkauften Exemplare bereit war, verzichte ich auf detailliertere Angaben.

²⁰ Erste Auflage Frankfurt/M. 1956, 7. Aufl. 1970, 24. Aufl. 2002.

²¹ Erste Auflage München 1960, 4. Aufl. 1969, 7. Aufl. 1975, 10. Aufl. 1980, 14. Aufl. 1999.

²² Erste Auflage Reinbek b. Hamburg 1956, 12. Aufl. 1971, Erweiterte Neuauflage als 22. Aufl. (157.-161. Tausend) 1985, Nachdruck der 22. Aufl. 1996. Z. Z. vergriffen. Hilde Domins „Wozu Lyrik heute“, München 1975 (3. Auflage), entstammt nicht-universitären Zusammenhängen. Walter Höllerers „Theorie der modernen Lyrik“, Reinbek b. Hamburg 1965, ist keine Monographie. Walter Killys „Elemente der Lyrik“, München 1972, haben sich nicht dauerhaft durchsetzen können. Emil Staigers Buch „Grundbegriffe der Poetik“, Zürich ⁸1968 [zuerst 1946] wurde seit Ende der Sechziger zu den antiquierten Wissensbeständen gerechnet.

berufen sich die gängigen Einführungen in die Germanistik bzw. Literaturwissenschaft auf diese Werke, zitieren sie, übernehmen deren Terminologie und empfehlen sie häufig zum vertieften Studium.²³ Welche Gründe lassen sich für diesen lang anhaltenden Erfolg nennen? Ich möchte von folgender Hypothese ausgehen: Die zu Standardwerken avancierten Spezialstudien verbinden akademisches, durch Mikroanalysen gewonnenes Fachwissen mit weit verbreiteten Bildungsvorstellungen über das 'Wesen' literarischer Gattungen zu einem anschlussfähigen²⁴ und mehrfach applikablen Diskurs:

- in der universitären Ausbildung im Blick auf die erhöhten Anforderungen an Werkinterpretation und Textanalyse
- in der literarischen Öffentlichkeit als modernisiertes präziseres Wissen über Dichtung
- in der Schule als rational nachprüfbar Form des Wissens über Dichtung und als methodologisierbares Instrumentarium systematischer Textlektüre²⁵
- in der Literaturwissenschaft als Idee eines fachspezifischen 'Grundbestands', als Element von Dauer im Wechsel der Methoden, als Kristallisationspunkt disziplinärer Identität und als Grundlage fachinterner Kommunikation.

Obwohl die Germanistik sich gerade durch ihre Standardwerke 'modernisiert', folgt sie (noch) nicht den Innovationsregeln moderner Wissenschaften. „Generell läuft die vorläufige Annahme neuer Gedanken nur noch über Zustimmung von Fachleuten, die Laien spielen keine Rolle mehr. Dadurch lassen sich Innovationen sehr viel schneller durchsetzen, als wenn Konsens oder auch nur Verstehen der Gesamtgesellschaft (...) abgewartet werden müßte. Da die Wissenschaftsentwicklung nicht mehr zwischen den Subsystemen synchronisiert erfolgt, auch keine Absicherung des subsystemspezifischen Wissens durch gesamtgesellschaftlichen Problembestand oder Wahrheitsbedarf gegeben ist, verliert das Wissen unter modernen Bedingungen den Charakter der Spiegelung des Seins der Welt.“²⁶

Im Fall der Germanistik ist mit dem „Bildungsnotstand“ (Georg Picht) sehr wohl ein gesamtgesellschaftlicher Problembestand und mit der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit ein Wahrheitsbedarf gegeben. Die germanistischen Verteidiger des status quo verbünden sich mit den Laien aus dem Kulturbetrieb, denn

²³ In Heinz Ludwig Arnold /Heinrich Detering (Hg.): „Grundzüge der Literaturwissenschaft“, München 1996, inzwischen in der 6. Auflage, finden sich zu Klotz 7, zu Lämmert 9, zu Szondi 6 und zu Friedrich immerhin 3 Einträge im Register.

²⁴ Vgl. Ulrich Charpa: „Philologischer Fortschritt“, in: „Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie“ 17, 1986, S.249.

²⁵ Vgl. Petra Boden: „Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik“, in: Rosenberg/Münz-Koenen/Boden: „Der Geist der Unruhe“, a.a.O., S.181-225.

„(r)estaurative Mentalitäten herrschen bei einem nicht unmaßgeblichen Teil der kulturellen Eliten.“²⁷ Die Reformer hingegen vermeiden die Nähe solcher Mentalitäten und suchen ihre Legitimation aus den Leistungen für die Gesamtgesellschaft wie der Deutschlehrausbildung abzuleiten und greifen zudem „auf diverse international erfolgreiche Wissenschaftsparadigmen“²⁸ zurück.

Auch in den fünfziger und frühen sechziger Jahren existierten im noch überschaubaren Fach Germanistik (ca. 60 Professuren in der Bundesrepublik) einige literaturwissenschaftliche Standardwerke. Die diskursive Konstellation, in der sie sich etablieren konnten, unterschied sich erheblich von der sie ablösenden. Für die frühe Phase lassen sich allgemeine Studien zum „spezifischen Sein der Literatur“²⁹ wie Wolfgang Kayser's „Das sprachliche Kunstwerk“³⁰ und René Wellek/Austin Warren's „Theorie der Literatur“³¹ nennen. Sie stehen neben Verslehren und sogenannten Hilfsmitteln³² und den von Benno von Wiese herausgegebenen Interpretationssammlungen „Die deutsche Lyrik. Form und Geschichte“³³, „Das deutsche Drama vom Barock bis zur Gegenwart“³⁴ und „Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka“³⁵. Von Wieses Interpretationsbände, in denen die Mehrzahl der zu dieser Zeit an deutschen Universitäten lehrenden Germanisten mit Beiträgen vertreten ist, erschienen in mehreren (z.T. hohen) Auflagen. Die dort vorgetragenen Deutungen übten einen beträchtlichen Einfluss auf die Interpretationspraxis in der Schule aus und prägten das zeitgenössische Literaturverständnis mit. Doch das Konzept der Sammlungen unterscheidet sich, auch wenn es einem an Gattungen orientierten Gliederungsprinzip folgt, grundsätzlich von den Standardwerken, die sich in den Sechzigern etablieren. Von Wieses Sammelbände

²⁶ Alois Hahn : „Theorien zur Entstehung der europäischen Moderne“, in: „Philosophische Rundschau“, 31. Jg., 1984, S.191.

²⁷ Georg Bollenbeck: „Die fünfziger Jahre und die Künste: Kontinuität und Diskontinuität“, in: G. Bollenbeck/G. Kaiser (Hg.): „Die janusköpfigen 50er Jahre. Kulturelle Moderne und bildungsbürgerliche Semantik III“, Wiesbaden 2000, S.196. „In der unmittelbaren Nachkriegszeit vollzieht sich unter der Kennmarke des Abendländischen eine Reaktivierung der bildungsbürgerlichen Kunstsemantik, eine Aufwertung der ‚Persönlichkeit‘ gegen Fremdbestimmung und Masse, ein Rückzug ins Private und Geistige. Versuche, die alten Grenzen im Reiche der ‚Kultur‘ wieder zu markieren, bemühen die Traditionsmacht der Antike, der Renaissance und der Goethezeit.“ (Ebd., S.204)

²⁸ Rosenberg: „Semantik“, in: Bollenbeck/Kaiser, a.a.O., S.123..

²⁹ Siehe Karl Otto Conrady: „Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft“, Reinbek b. Hamburg 1966, S.58ff.

³⁰ Wolfgang Kayser: „Das sprachliche Kunstwerk“, a.a.O.

³¹ René Wellek/Austin Warren: „Theorie der Literatur“, Bad Homburg 1959 u. Frankfurt/M.-Berlin 1962.

³² Conrady: „Einführung“, a.a.O., S.72ff.

³³ Benno von Wiese: „Die deutsche Lyrik. Form und Geschichte“, Bd. 1 u. 2, Düsseldorf 1959.

³⁴ Benno von Wiese: „Das deutsche Drama vom Barock bis zur Gegenwart“, Bd. 1 u. 2, Düsseldorf 1958.

³⁵ Benno von Wiese: „Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka. Interpretationen, Bd.1, Düsseldorf 1956, Bd.2, Düsseldorf 1962.

kanonisieren nicht das Fachwissen, sondern in bildungsbürgerlicher Tradition³⁶ literarische Werke. Die in den Interpretationsbänden betrachteten Texte sind auch heute noch - bis auf den kulturkonservativen Kanon zweitrangiger Dichter des 19. und 20. Jahrhunderts wie Ludwig Uhland, Agnes Miegel, Josef Weinheber oder Georg Britting - Gegenstand der Literaturwissenschaft. Das in ihnen präsentierte Fachwissen veraltete jedoch in den Sechzigern rapide. Nun gewannen allmählich Arbeiten über literarische Strukturen und Formen an Gewicht, die ihren Gegenstand im Forschungsprozess konstituierten und stärkeren Rationalitätsansprüchen zu genügen versprachen.

Auch Innovationen haben eine Geschichte

Dass die Nachkriegsgermanistik sich nicht in der Paraphrase kanonisierter Werke und monotonem „Weltdeutungsgehebe“³⁷ erschöpfte, darauf haben Berghahn³⁸ und Danneberg³⁹ hingewiesen.⁴⁰ Dennoch wächst in den fünfziger Jahren die Distanz zu den anderen Geisteswissenschaften und zu den sich nun expandierenden Gesellschaftswissenschaften. Dies liegt zum einem in der (forschungs-)programmatischen Zurückweisung eines ‘szientistischen’ Wahrheits- und Erkenntnisbegriffs begründet. Wolfgang Kayser z. B.

³⁶ Vgl. Georg Bollenbeck: „Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters“, Frankfurt/M. 1996.

³⁷ So im Rückblick Eberhard Lämmert: „Ein Weg ins Freie. Versuch eines Rückblicks auf die Germanistik vor und nach 1945“, in: W. Barner/Ch. König (Hhg.): „Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945“, Frankfurt/M. 1996, S.415.

³⁸ Klaus L. Berghahn: „Wortkunst ohne Geschichte. Zur werkimmanenten Methode der Germanistik nach 1945“, in: K. L. Berghahn/B. Pinkerneil (Hhg.): „Am Beispiel ‘Wilhelm Meister’. Eine Einführung in die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik“, Königstein i. Ts. 1980, Bd. 1., S.98-112.

³⁹ Lutz Danneberg: „Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation“, in: W. Barner/Ch. König: „Zeitenwechsel“, a.a.O., S.313-342.

⁴⁰ Die Forschung zur Nachkriegsgermanistik steckt noch in den Anfängen. Vgl. Holger Dainat: „... *die Dinge selbst in Bewegung setzen*. Fachentwicklung und Selbstreflexion in der bundesrepublikanischen Germanistik seit den sechziger Jahren“, in: „Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel“, hg. von J. Janota, Tübingen 1993, S.207-216; Petra Boden: „’Es geht ums Ganze!’“ Vergleichende Beobachtungen zur Germanistik in beiden deutschen Staaten 1945-1989“, in: „Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Deutschland. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996)“, hg. von F. Fürberth u.a., Tübingen 1999, S.757-770; Wilhelm Voßkamp: „Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg“, in: Prinz/Weingart, „Die sog. Geisteswissenschaften“, a.a.O., S.240-247; Gerhard Kaiser: „’Dichtung als Dichtung’ - Die langen 50-er Jahre der westdeutschen Germanistik“, in: „Der Deutschunterricht“, H.5, 2001, S.84-94; Marcus Gärtner: „Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945“, Bielefeld 1997; Marcus Gärtner: „’Die ganze Schwere des Irdischen sinnbildet im grasenden Vieh...’ Zur Sprache der germanistischen Literaturwissenschaft nach 1945“, in: G. Bollenbeck/C. Kobloch, „Semantischer Umbau“, a.a.O., S.80-96; Stefan Scherer: „Philologische Modernisierung in der Restauration. Literaturwissenschaft in den 1950er Jahren: Peter Szondi“, in: Schönert, „Literaturwissenschaft“, a.a.O., S.292-316; Klaus Scherpe: „Die Moderne sollte vermieden werden. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945-1950“, in: Ders.: „Die rekonstruierte Moderne. Studien zur deutschen Literatur nach 1945, Köln u.a. 1992, S.1-22. Petra Boden/Rainer Rosenberg (Hg.): „Deutsche Literaturwissenschaft 1945-1965. Fallstudien zu Institutionen, Diskursen, Personen“, Berlin 1997.

insistiert darauf, dass „alle Interpretation ein Nicht-Lehrbares, Nicht-Erklärbares, Nicht-zu Rechtfertigendes bleibt. Das Nicht-Lehrbare liegt zutiefst in dem Ergriffenwerden, das die Interpretation auslöst und bestimmt.“⁴¹ Kausalitätszusammenhänge (Text-Kontext-Beziehungen) werden in ihrer möglichen Bedeutung minimiert.⁴² „Denn niemand“, so Emil Staiger, „ist wohl so töricht zu glauben, es [das Kunstwerk - KMB] sei aus feinsten einzelnen Überlieferungen zusammengemischt und könne abgeleitet werden aus der Welt, die es bedingt.“⁴³ Die zweite Ursache für die wachsende Distanz liegt in der spezifischen Habitualisierung der germanistischen Gelehrtenexistenz begründet. Die Kohärenzwirkung des Habitus basiert nach Pierre Bourdieu „auf eindeutig hergestellten Fremd- und Selbsttypisierungen, die auf verlässlichen und dauerhaften Erwartungsstrukturen aufbauen, zweifelsfreie Distinktionspraktiken hervorbringen und durch einen habituell geteilten Wissensvorrat abgesichert sind.“⁴⁴ Germanistik ist nach dem damaligen Selbstverständnis zwar eine akademische Profession, der Literaturwissenschaftler aber eher ein zum Dienst an der Kunst Berufener⁴⁵ als Wissenschaftler. Für Rainer Gruenter ist noch 1964 „Bildung (...) etwas höchst Privates, Individuelles, sie kann weder gelehrt noch in Prüfungen ermittelt werden, und die Bedingungen unter denen sie entsteht, sind so verschieden, dass sie durch regulierte Empfehlungen oder öffentliche Zuwendungen weder geweckt noch gefördert werden kann.“⁴⁶ Im Blick auf die steigenden Studentenzahlen, mit denen die Germanistik seit Ende der Fünfziger konfrontiert wird, konstatiert er: „Ist ein Buch gut, so ist es nicht für jedermann.“⁴⁷ Doch solche anti-modernen Selbststilisierungen und „Distinktionsstrategien“⁴⁸ kurz vor Beginn der Studentenbewegung, die in ihrem Gefolge neue akademische Habitualisierungen hervorbringt, verdecken nur allzu leicht, dass sich schon in der Nachkriegszeit fachinterne Veränderungen andeuten.⁴⁹ Die intensiven Methodendiskussionen innerhalb der werkimmanenten Schule Mitte der Fünfziger sind ein erstes Zeichen. Danneberg weist zurecht auf Nuancen hin. So gilt Wolfgang Kayser als „Methodiker“, der die

⁴¹ Wolfgang Kayser: „Das sprachliche Kunstwerk“, 2. Aufl. Zürich 19???, S.27.

⁴² Danneberg, „Zur Theorie“, a.a.O., S.317ff.

⁴³ Emil Staiger: „Die Kunst der Interpretation. Studien zur deutschen Literaturgeschichte“, München 1971, S.15.

⁴⁴ Klaus Kraemer: „Entwertete Sicherheiten. Zum Bedeutungswandel des kulturellen Kapitals“, in: „Soziale Welt“, 48. Jg., 1997, S.372. Vgl. Pierre Bourdieu: „Homo academicus“, Frankfurt/M. 1988.

⁴⁵ So Kayser: „Das sprachliche Kunstwerk“, a.a.O., S.27.

⁴⁶ Rainer Gruenter: „Die Zukunft unserer Bildungsanstalten“, in: „Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? 14 Antworten“, hg. von Gert Kalow, Reinbek b. Hamburg 1964, S.117f.

⁴⁷ Ebd., S.118.

⁴⁸ Kraemer, „Entwertete Sicherheiten“, a.a.O., S.374.

⁴⁹ Zurecht bemerkt Georg Bollenbeck: „Bei Literaturwissenschaftlern wie Hans Robert Jauß oder Wilhelm Emrich handelt es sich nicht um randständige ressentimentbeladene Traditionalisten, sondern um erfolg- und einflussreiche Modernisierer.“ („Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt 'semantischer Umbau der Geisteswissenschaften'“, in: Bollenbeck/Knobloch, „Semantischer Umbau“, a.a.O., S.9.

„Interpretationskunst“ zur „Interpretationskunde“ und die „Formanalyse“ zur „Strukturanalyse“ weiterentwickeln möchte.⁵⁰

Dass es interne Tendenzen zur Verwissenschaftlichung gab, sollte trotz des Gesamtbildes einer stagnierenden Disziplin nicht verschwiegen werden. Auch sie gehören zur diskursiven Konstellation, deren Verschiebungen und Umbrüche sonst nicht plausibel erklärt werden können. Zu den entscheidenden Bedingungsfaktoren, die literaturwissenschaftliche Aussagen regulieren, ermöglichen oder verhindern zählen der Literatur- und Kunstbegriff (Konstituierung des Gegenstands), das Wissenschaftsverständnis und der akademische Habitus. Jede Änderung der wissenschaftlichen Praxis impliziert eine Transformation der Bedingungen, was den Forschern selbst zunächst meist verborgen bleibt.

Eberhard Lämmert weist in einem Rückblick aus dem Jahre 1996 auf die Bedeutung der Tradition der Erzählforschung und -theorie hin. Diese historische Spur führt weit über die Nachkriegszeit hinaus bis zu Wölfflin, Walzel und Petsch. Die Erzähltheorie formuliert Fragestellungen und entwickelte eine Systematik, die man zurecht im Blick auf z. B. Ingarden, Wellek und Käte Hamburger als „Prästrukturalismus“⁵¹ bezeichnen könnte. Lämmert denkt bei seiner Neubewertung von Teilen der Nachkriegsgermanistik jedoch vorrangig an seinen Bonner Lehrer Günther Müller, der mit seiner morphologischen Literaturwissenschaft⁵² nach 1945 einen großen Schülerkreis anzog⁵³, und die dort gemachte Erfahrung, dass die Formanalyse als Spezialisierung in der Sache gegen das vorherrschende „Weltdeutungsgehebe“ zur Verwissenschaftlichung⁵⁴ ebenso beitrug wie zur Minimierung habituell erworbener Macht (Literaturwissenschaftler als Bewahrer und Hüter nationaler Kultur und als kongeniale Nachschöpfer der Kunst). Deshalb auch erschien ihm die später kritisierte Abkehr von der Geschichte zunächst als „ein entschiedener Gewinn: Dies sollte die erste Methode sein, Dichtung so zu analysieren, wie sie auch Leser ohne professionelle Ambitionen anzieht und fesselt.“⁵⁵

⁵⁰ Danneberg: „Zur Theorie“, a.a.O., S.315. Bisher fehlen weitgehend fachhistorische Forschungen zu germanistischen Ansätzen zwischen Philologie und Geistesgeschichte seit den zwanziger Jahren.

⁵¹ Lämmert: „Ein Weg ins Freie“, a.a.O. S.416

⁵² Klausnitzer: „Fallstudien“, a.a.O., S.209-256.

⁵³ Siehe Rainer Baasner: „Günther Müllers morphologische Poetik und ihre Rezeption“, in: Barner/König, a.a.O., S.256-267 u. Helga Bleckwenn: „Morphologische Poetik und Bauformen des Erzählens. Zum Formalismus in der deutschen Literaturwissenschaft“, in: Wolfgang Haubrichs (Hg.): „Erzählforschung. Theorien, Modelle und Methoden der Narrativik, Göttingen 1976, S.43-77.[= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Beiheft 4: Erzählforschung 1]

⁵⁴ „Selbstbestimmung der Literaturwissenschaft“ nennt Lämmert 1972 als Hauptziel. Eberhard Lämmert: „Lieber und verehrter Robert Minder“, in: „Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker“, hg. von S. Unseld, Frankfurt/M. 1972, S.153.

⁵⁵ Lämmert: „Ein Weg ins Freie“, a.a.O., S.415.

Lämmert benennt eher beiläufig ein entscheidendes, wenn auch unspektakuläres Element des Wandels. Denn hier wird, um mit Luhmann zu sprechen, umgestellt von „Wahrheitsbesitz“ und der Dignität des Gegenstandes⁵⁶ auf Prinzipien moderner Wissenschaft: auf die Fähigkeit, höhere Komplexität zu thematisieren und in Alternativen zu denken.⁵⁷ Um den Rahmen dieser Studie nicht zu sprengen, müssen wir uns mit wenigen Hinweisen begnügen. Es geht nicht um die (Vor-)Geschichte des ‘Formalismus’ in der Germanistik, sondern vorrangig um die Voraussetzungen für die Kanonisierung von Fachwissen innerhalb eines konkreten Zeitraums und die damit verbundene Durchsetzung eines höheren Rationalitätsanspruchs.

Günther Müllers oben erwähnte „Morphologische Poetik“, dessen wichtigste Schriften posthum 1968 erschienen, gehört in mehrfacher Hinsicht zu den aufschlussreichsten Forschungsprogrammen in der Germanistik: als ein in der Zeit NS-Zeit entstandenes Programm eines entschiedenen Nicht-Nationalsozialisten, als Versuch einer Verbindung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften⁵⁸ und vor allem durch die zukunftsweisende Bemühung, in der Literaturwissenschaft, die als „wissenschaftliche Gestaltkunde“⁵⁹ definiert wird, einen wissenschaftlichen Beobachterstatus gegenüber dem (einzelnen) Werk zu erlangen. Das Konzept einer allgemeinen „Poetik“ hält zum Ausgleich an einem emphatischen Begriff von Dichtung (nicht vom Dichter) fest und bindet die morphologische Methode auf diese Weise an den disziplinären Konsens. Müller setzt bei der für den späteren Strukturalismus wesentlichen Differenz zwischen (dichterischer) Aussage und dem Ausgesagten an, für dessen „Eigentümlichkeit“ er sich primär interessiert. Damit wird ein höherer Grad wissenschaftlicher Abstraktion⁶⁰ erreicht und kann - in der durch die Referenz auf Goethe hergestellten Ambivalenz und habituellen Absicherung - plausibel von Bauplan und Typus gesprochen werden - bis hin zu der dann Schule machenden Forschung zur Zeit in der Erzählung mit der Unterscheidung von Erzählzeit und erzählter Zeit.⁶¹ Während noch

⁵⁶ Vgl. Klaus-Michael Bogdal: „Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in den Literaturwissenschaften, in: Ders. (Hg.): „Neue Literaturtheorien. Eine Einführung, 2. Aufl. 1997, S.12ff.

⁵⁷ Siehe Hahn: „Theorien“, a.a.O., S.191.

⁵⁸ Siehe Klausnitzer: „Fallstudien“, a.a.O.

⁵⁹ Günther Müller: „Morphologische Poetik. Gesammelte Aufsätze“, Darmstadt 1968, S.146. Günther Müller: „Die Bedeutung der Zeit in der Erzählkunst. Bonner Antrittsvorlesung 1946“, Bonn 1947.

⁶⁰ Helga Bleckwenn sieht bei Müller die „theoretische Unterscheidung von Strukturanalyse und hermeneutischer Interpretation (...) endgültig vollzogen.“ (Bleckwenn: „Morphologische Poetik“, a.a.O., S.66) Das trifft meines Erachtens nicht zu, da Müller einen produktionsästhetischen Ansatz wählt, dessen universalistische Prämissen das eigentliche Problem darstellen. Von diesen Prämissen verabschieden sich seine Schüler wie Lämmert erfolgreich.

⁶¹ Müller: „Morphologische Poetik“, a.a.O., S.268-286. Dem müsste detailliert nachgegangen werden. Doch schon die Bonner Antrittsvorlesung fällt durch einen sachlichen Gestus auf, der nur dann durch Pathos unterbrochen wird, wenn es um die für die unmittelbare Nachkriegszeit wichtige „Sinnver zweiflung“ und das „Verlangen nach Sinn“ (23) geht. 1946 kann Müller noch nicht auf die internationale Forschung zurückgreifen, aber Georg Lukács wird sofort wieder aufgenommen und zitiert.

Ernst Hirt 1923 - um ein frühes Werk aus dieser Linie wenigstens zu nennen - in seiner Studie „Das Formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung“⁶² Gattungspoetik der Traditionspflege unterordnet⁶³, schwanken die meisten Arbeiten zwischen positivistischer Bestandsaufnahme, für die die in den angesehenen „Germanischen Studien“ erschienene Studie Kurt Forstreuters „Die deutsche Icherzählung. Eine Studie zu ihrer Geschichte und Technik“⁶⁴ ein typisches Beispiel darstellt, und ambitionierten Grundlegungen wie Rafael Koskimies „Theorie des Romans“⁶⁵ oder Robert Petschs „Wesen und Formen der Erzählkunst“⁶⁶ und seiner Monumentalstudie „Wesen und Formen des Dramas“⁶⁷. Zu deren zweitem, nicht mehr erschienen Band veröffentlicht Fritz Martini 1953 einen Bericht, in dem die von Wölfflin stammende und von Petsch übernommene typologische Unterscheidung zwischen „offener und geschlossener Form“ des Dramas, die dann Volkes Klotz zur Grundlage seines erfolgreichen Standardwerks macht, ausführlich referiert wird.⁶⁸ Die Gattungstheorie und -forschung erfreut sich über einen Zeitraum von vierzig Jahren einer großen Beliebtheit bei der Wahl von Dissertationsthemen. Dies hängt mit hohem Anteil an Standardwissen und der Möglichkeit zur Applikation auf einen begrenzten Untersuchungsgegenstand zusammen.

Durch eine Müller vergleichbare Ambivalenz zwischen metaphysischer Abstraktion und universalistischer Verwissenschaftlichung ist Wilhelm Emrichs Fortführung der Symbolforschung in den 1950er Jahren gekennzeichnet. Auch wenn im ‚Jargon der Eigentlichkeit‘ programmatisch verkündet wird, es gehe „um das Wesen der dichterischen Struktur selbst“⁶⁹, wendet sich Emrich, stärker noch als die Erzählforschung, gegen ungeschichtliche Verallgemeinerungen. Er warnt die Literaturwissenschaft vor „einer völligen

⁶² Leipzig und Berlin 1923.

⁶³ „(E)s dürfte an der Zeit sein, daß die Theorie sich wieder auf die unverrückbaren Grundlagen der poetischen Gattungen besinnt, erstens, um hier der Anarchie zu wehren, dort ehrfürchtig zu erkennen, wie echte Dichterfülle an den Grenzen der Form leidet, aufleuchtet, und sodann, ihrer echten Traditionen gemäß, überall und immer, das Unvergängliche bewahrend, die nachwachsenden Geschlechter mit den großen Alten zu verbinden.“ (Ebd., S.(a)) Daneben finden sich bei heute gebräuchliche Unterscheidungen wie jene zwischen Darstellung und Bericht (S.7ff) und zwischen „Handlungszeit“ und „Erzählezeit, Lesezeit“ (S.10) sowie über Zeit (S.27ff) und „Raum“ (S.31ff) „im epischen Gedicht“.

⁶⁴ Berlin 1924.

⁶⁵ Darmstadt 1966 (Reprint der Ausgabe Helsinki 1935).

⁶⁶ Halle 1934.

⁶⁷ „Wesen und Formen des Dramas. Allgemeine Dramaturgie“, Halle 1945.

⁶⁸ Fritz Martini: „Robert Petsch: Wesen und Formen des Dramas. Ein Bericht über den ungedruckten zweiten Band“, in: „DVjs“ 27 (1953), S.288-308. Dass eine rationales wissenschaftliches Erklärungsmuster wie Klotz' Unterscheidung auf ein manichäisches Element des philosophischen Irrationalismus, auf Alfred Schulers Dualismus von geschlossenem, esoterischem und offenem, exoterischem Leben nämlich, zurückweist, zeigt die Komplexität und Widersprüchlichkeit literaturwissenschaftlicher Fachentwicklung. (Vgl. Jost Hermand: „Synthetisches Interpretieren“, München 1968, S.47.)

⁶⁹ Wilhelm Emrich: „Symbolinterpretation und Mythenforschung. Möglichkeiten und Grenzen eines neuen Goetheverständnisses“, in: „Euphorion“, 47.Jg. (1953), S.38-67.

Mystifizierung ihres Gegenstandes, des dichterischen Phänomens⁷⁰ und bestimmt sie als „geschichtliche Wissenschaft“⁷¹, die sich um eine „grundsätzliche ästhetische Wesenserschließung“⁷² bemüht. Auf einem mit Prestige ausgestatteten Gebiet, der Goetheforschung, weist er Symboltheorien wie die von C. G. Jung, Kerényi und vor allem Hermann Pongs zurück. Seine Spezialuntersuchung zum „Faust“ legitimiert er, was damals nicht die Regel ist, durch grundsätzliche literaturästhetische und methodische Reflexionen. Seine Methode, binäre Symbolstrukturen wie männlich-weiblich und überirdisch-unterirdisch miteinander in Beziehung zu setzen⁷³, erinnert an die zur gleichen Zeit entstehenden ethnologischen Arbeiten von Claude Lévi-Strauss⁷⁴. Sie erreichen allerdings nicht deren Systematik und vermögen daher auch nicht aus der Methode ein Forschungsprogramm zu artikulieren.

Die genannten Arbeiten sollen durch Hinweise auf den Strukturalismus u. ä. nicht zu einer gemäßigten deutschen Variante des Formalismus stilisiert werden. Ohne Zweifel greifen sie direkt oder indirekt auf die Phänomenologie der 1920er Jahre zurück und gleichen deshalb in ihrer Vorgehensweise, was bisher kaum beachtet wurde, der phänomenologischen Soziologie der Zeit. An erster Stelle ist für die Literaturwissenschaft Roman Ingardens „Versuch einer Wissenschaft des literarischen Kunstwerks“⁷⁵ zu nennen. Wolfgang Kayser spricht dann 1948 von der „Wissenschaft der Dichtung“. Die Übernahmen bei André Jolles⁷⁶ und Günther Müller⁷⁷ sind deutlich. Ein Beispiel ist die bei Jolles in Leipzig geschriebene Dissertation „Kunstform Schauerroman“⁷⁸ von Hansjörg Garte aus dem Jahr 1935, die sich auf Ingarden beruft und ihre Methode als „morphologisch“ bezeichnet. Die Gliederung umreißt den Wissensbereich formaler Prosaanalyse: Ausdruckslandschaft, Botschaften und bedeutungsgeladene Gegenstände (= Motive), Figuren und Geschehen.⁷⁹ Begriffe wie „Lage“ lassen ihre Herkunft aus der jüngsten Soziologie erkennen. So spricht Karl Mannheim von einer „Generationslage“. Die Basisoperation besteht in der Definition kleinster, nicht mehr hintergebar literarischer Formelemente und in der Untersuchung ihrer Verknüpfung, d. h. ihrer Struktur: „Diese sich wiederholenden kleinen und kleinsten Einheiten oder literarischen

⁷⁰ Ebenda, S.41.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Ebenda.

⁷³ Ebenda, S.46.

⁷⁴ Vgl. Claude Lévi-Strauss: „Strukturelle Anthropologie“, Frankfurt/M. 1967 (Erstausgabe Paris 1958).

⁷⁵ Norbert Krenzlin: „Das Werk ‘rein für sich’. Zur Geschichte des Verhältnisses von Phänomenologie, Ästhetik und Literaturwissenschaft“, Berlin 1979, S.132.

⁷⁶ André Jolles: „Einfache Formen“, Halle 1929.

⁷⁷ Günther Müller: „Über die Seinsweise von Dichtung“, in: „DVjs“ 17 (1939), S. 137-152.

⁷⁸ Hansjörg Garte: „Kunstform Schauerroman. Eine morphologische Bestimmung des Sensationsromans im 18. Jahrhundert von Walpoles ‘Castle of Otranto’ bis Jean Pauls ‘Titan’, Leipzig o.J. [1935].

Gebilde sind die Wesensbestandteile, Bausteine der Kunstform.“⁸⁰ Der phänomenologische Einfluss bewirkt auch die Hinwendung zur Sprache als „Wesensgrund“ von Dichtung : „Das sprachliche Gefüge ist aufweisbar, die Aussagen darüber sind nachprüfbar. Hier liegt der Wirklichkeitsgrund jeden literarischen Werks, und es gibt kein literarisches Werk, keine Dichtung, kein Wortkunstwerk ohne ein solches sprachliches Gefüge oder unabhängig von ihm.“⁸¹ Sprache und literarische Form versprechen eine Gegenstandsbegrenzung und lassen ein aus dem Gegenstand hergeleitetes, kanonisierbares Elementarwissen plausibel erscheinen: „Seinsweise von Dichtung, Satzgefüge, Lautgefüge, Bedeutungsgefüge sind die einfachsten literaturwissenschaftlichen Grundbegriffe.“⁸² Der *allgemeine* „Gefügecharakter“ der Sprache und die durch das „Werk“ hergestellte *besondere* „Einheit“ geben die minimalen Möglichkeitsbedingungen der Literaturwissenschaft an. In der Nachkriegsgermanistik lassen sich - innerhalb und außerhalb der werkimmanenten Methode - Tendenzen erkennen, über einen auf „Sprache“ und „Formen“ orientierten Minimalismus die traditionellen literaturwissenschaftlichen Forschungsfelder neu zu erschließen.

In diesen Kontext gehört Wellek und Warrens „Theorie der Literatur“⁸³. Theorie heißt hier, die „Wissenschaft von der Literatur“ zu systematisieren, indem vier Arbeitsfelder umrissen werden: Poetik bzw. Literaturtheorie, Kritik bzw. Wertung, Literaturforschung und Literaturgeschichte.⁸⁴ Das einflussreiche Werk bringt vor allem den Begriff der Methode positiv ins Spiel, der die Diskussionen der Germanistik in den sechziger und siebziger Jahren bestimmen wird.⁸⁵ Dem Minimalismus ist auch Käte Hamburgers „Die Logik der Dichtung“⁸⁶ zuzurechnen. Wenn Hamburger vom Autor als Aussageobjekt abstrahiert und diesen vom „Aussagesubjekt des Erzählens“ unterscheidet, liegt darin eine Wendung gegen den biographischen Positivismus und seine Evidenzannahmen begründet. Ins Zentrum des Erkenntnisinteresses rückt nun die Frage, auf welche Weise Fiktionalität erzeugt wird und wie Aussagen über Texte partiell falsifiziert oder verifiziert werden können. Die Logik der Dichtung beruht auf Grundannahmen, die nicht mehr weit vom frühen Strukturalismus z.B.

⁷⁹ Ebd., S.179.

⁸⁰ Ebd., S.11.

⁸¹ Müller: „Seinsweise“, a.a.O., S.137.

⁸² Ebd., S.152.

⁸³ R. Wellek/A. Warren: „Theorie der Literatur“, Frankfurt/M.-Berlin 1958.

⁸⁴ Vgl. Krenzlin: „Das Werk“, a.a.O., S.141f.

⁸⁵ Vgl. Wilhelm Solms: „Die Methodologisierung der Literaturwissenschaft“, in: F. Nemeč/W. Solms (Hg.): „Literaturwissenschaft heute“, München 1979, S.9-50.

⁸⁶ München 1957; und Käte Hamburger: „Zum Strukturproblem der epischen und dramatischen Dichtung“, in: „DVjs“ 25 (1951), S.1-26.

Roland Barthes' entfernt sind.⁸⁷ Insofern greift Gärtners These, der Strukturbegriff der Nachkriegsgermanistik habe mit strukturalistischem Denken nichts zu tun,⁸⁸ zu kurz. „Struktur“ ist stärker noch als Form ein interdiskursiver Begriff⁸⁹ mit analogen Verwendungsweisen in den Natur- und Sozialwissenschaften. Seine Verwendung in der Literaturwissenschaft signalisiert einen Einstellungswandel gegenüber dem Gegenstand Dichtung. Im nächsten Kapitel soll an einem Beispiel (Ingrid Strohschneider-Kohrs) gezeigt werden, dass das Vorhandensein des Begriffs in bestimmten Forschungstraditionen die Rückkopplung an den formalistischen, strukturalistischen und linguistischen Strukturbegriff erleichtert. Seine Verwendung in den 1950ern bedeutet ein vorsichtiges Abrücken von dem Anspruch der Literaturwissenschaft auf eine (habituell begründete) Singularität, die sich nicht zuletzt im inflationären Gebrauch von Hochwertbegriffen manifestierte, und ein stärkere Berücksichtigung kognitiver Merkmale von Wissenschaft.

Anfang der 1960er lassen sich erste Versuche beobachten, die 'Hinwendung zur Sprache der Dichtung' durch „Methoden zur Objektivierung des Verstehens von Texten“⁹⁰ zu konkretisieren und - wie bei Hans Glinz - Textanalyse als gemeinsame Unternehmung von Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft und Sprachdidaktik zu konzipieren.⁹¹ Glinz bietet Vorformen der später linguistisch ausgearbeiteten Textsortenlehre an und ist damit vom methodischen Ansatz her nicht weit von Lämmerts oder Szondis Gattungsforschungen entfernt. Bisher kaum Beachtung gefunden⁹² hat auch die Tatsache, daß die Hinwendung zur Sprache in phänomenologischen, ontologischen oder sprachanalytischen Varianten erste Verbindungen zwischen der Literaturwissenschaft und der Nachkriegsmoderne ermöglichte.⁹³ Mit dem Programm der werkimmanenten Methode „Dichtung als Dichtung“ gehen Teile der

⁸⁷ „Wie man sieht, ist der historische Diskurs, ohne daß es nötig wäre, an die Substanz des Inhalts zu appellieren, durch seine ureigenste Struktur schon seinem Wesen nach Herstellung von Ideologie oder, um genauer zu sein, von *Imaginärem*, wenn es stimmt, daß das Imaginäre die Sprache ist, durch die der Aussagende eines Diskurses (eine rein linguistische Größe) das Subjekt des Aussageprozesses (eine psychologische oder ideologische Größe) 'ausfüllt'.“ (Roland Barthes: „Historie und Diskurs“, in: „alternative“ H.62/63, 1968, S.179.

⁸⁸ Gärtner: „Kontinuität und Wandel“, a.a.O., S.81ff.

⁸⁹ Vgl. Jürgen Link: „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik“, in: J. Fohrmann/H. Müller (Hg.): „Diskurstheorien und Literaturwissenschaft“, Frankfurt/M. 1988, S.284-307.

⁹⁰ Hans Glinz: „Methoden zur Objektivierung des Verstehens von Texten, gezeigt an Kafka 'Kinder der Landstraße'“, in: „Jahrbuch der Internationalen Germanistik“ Bd.1, 1969, S.75-107.

⁹¹ Hans Glinz: „Textanalyse als Vereinigung von Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Sprachdidaktik, in: „Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen. 21.-25. Oktober in Essen“, hrsg. v. Rudolf Henß u. Hugo Moser, Berlin 1965, 209-219.

⁹² Eine Ausnahme bildet der Aufsatz von Monika Schmitz-Emans: „Literatur und Ethik. Zum Stellenwert ethischer Fragen im Kontext moderner Autorenpoetik“, in: J. Fellesch/ W. L. Hohmann (Hg.): „Ethik und wissenschaftliche Objektivität“, Essen 2001, S.83-110.

gemäßigten Nachkriegsmoderne (Bachmann, Krolow, Enzensberger und Heißenbüttel) durchaus konform. Heißenbüttel: „Es scheint heute in Vergessenheit geraten zu sein, daß Literatur nicht aus Vorstellungen, Bildern, Empfindungen, Meinungen, Thesen, Streitobjekten, ‘geistigen Gegenständen’ usw. besteht, sondern aus Sprache, daß sie es mit nichts anderem als mit Sprache zu tun hat.“⁹⁴ Mögliche wechselseitige Einflüsse wären ein interessantes Forschungsgebiet. Ein besonderer Fall ist Paul Celan und sein Verhältnis zu Peter Szondi.⁹⁵ Was für die Literatur gilt, dass sie sich über die Sprachreflexion „insgesamt aus tiefgreifendem Selbstzweifel heraus die ersehnte Legitimation“⁹⁶ erarbeitete, trifft mit größeren Einschränkungen auch für die Germanistik zu. Die am sprachlichen Fundament der Dichtung interessierten Forscher bereiteten den Boden für die Linguistik und deren Zugewinn an Prestige in den Sechzigern.

Die Tendenz zur Verwissenschaftlichung durchkreuzte in den 1960ern zunehmend die bisherige Autorisierung von Interpretation und damit einer Literaturwissenschaft, die nicht mehr auf engere Philologie beschränkt war. Wenn, wie in den 1950ern, die höchst autorisierte Quelle⁹⁷, aus der wissenschaftliches Wissen geschöpft werden kann, der kongeniale Wissenschaftler ist, überwiegt der Habitus gegenüber der Methodenkompetenz. Forschungsprogramme, die diese Wissensquelle in Frage stellten und das Selbstbild gefährdeten, hatten kaum Chancen auf Durchsetzung, selbst wenn ihre Ergebnisse plausibel waren. Das änderte sich in den 1960er Jahren. Im Sog der antiautoritären Studentenbewegung, die allerdings selbst Wissenschaft nach einfachen politischen Kriterien legitimierte oder delegitimierte, kehrte sich das Verhältnis um. Von wissenschaftlicher Rationalität geprägtes Wissen stieß nun auf höhere Akzeptanz.

Bestandsaufnahme und Kritik

In den 1960er Jahren erschienen die ersten Bilanzen der Nachkriegsgermanistik, verfasst meist von jüngeren, gerade berufenen Ordinarien. Ihre Kritik erreichte nicht die Schärfe der 1969 publizierten „Ansichten einer künftigen Germanistik“.⁹⁸ Doch die Bestandsaufnahmen nehmen die Krise des Fachs und seinen Modernisierungsrückstand selbstreflexiv wahr und

⁹³ Dennoch beklagte noch 1967 ein junger Journalist namens Karl Heinz Bohrer in der FAZ das schlechte Verhältnis der Germanistik zur Gegenwartsliteratur. Siehe Georg Bollenbeck: „Die fünfziger Jahre und die Künste: Kontinuität und Diskontinuität“, in: Bollenbeck/Kaiser: „Die janusköpfigen 50er Jahre“ a.a.O., S.205.

⁹⁴ Helmut Heißenbüttel zit. n. Schmitz-Emans: „Literatur und Ethik“, a.a.O., S.95.

⁹⁵ Vgl. Peter Szondi: „Briefe“, hg. von Christoph König u. Thomas Sparr, Frankfurt/M. 1993.

⁹⁶ Schmitz-Emans: „Literatur und Ethik“, a.a.O., S.99.

⁹⁷ Siehe allgemein zu „Wissensquellen“ Poser: „Wissenschaftstheorie“, a.a.O., S.189.

⁹⁸ Jürgen Kolbe (Hg.): „Ansichten einer künftigen Germanistik“, München 1969.

sichten die Wissensbestände kritisch. Zur Rekonstruktion der Kanonisierungen müssen zwei Beispiele genügen, ergänzt um die Abschiedsvorlesung Benno von Wiese,⁹⁹ eines der einflussreichsten Literaturwissenschaftler der Nachkriegsgermanistik. Das erste Beispiel, das die Innensicht repräsentiert, stammt von Karl Otto Conrady¹⁰⁰, einem Reformers aus dem Rhedaer Kreis, der sich mit gattungsgeschichtlichen Forschungen zur Lyrik einen Namen gemacht hatte.¹⁰¹ Das zweite, die Außenperspektive aufnehmend, von Jost Hermand¹⁰², der in Madison/Wisconsin in den USA lehrt und dessen Bücher in Deutschland breit rezipiert wurden.

Conradys „Einführung“ erschien bei Rowohlt als Taschenbuch zur rechten Zeit für die rasch anwachsende Zahl der Germanistikstudenten. Sie präsentiert in knapper Form, ergänzt durch wenige „Studientexte“ und einen Lektürekanon, was Mitte der Sechziger als konsensfähige Grundlage des Fachs gilt. Insofern stellt sie eine signifikante fachhistorische Quelle dar, die an anderer Stelle detailliert untersucht werden soll. Das disziplinäre Grundmuster besteht aus einer hierarchischen Kombination vorgeordneter Philologie¹⁰³ und nachgeordneter Geistesgeschichte.¹⁰⁴ In Anlehnung an Wellek/Warren umreißt Conrady fünf literaturwissenschaftliche Arbeitsfelder: „Edition und philologische Untersuchungen im engeren Sinne“, „Literaturgeschichte“, „Wissenschaft vom spezifischen Sein der Literatur und Analyse und Deutung der Werke“, „Literaturkritik“ und „Hilfswissenschaften“. Als Theorieangebote, „um die besondere Seinsweise von Literatur zu erschließen“¹⁰⁵, werden an erster Stelle Wellek/Warren und dann Wolfgang Kayser genannt, ergänzt durch Northrop Frye¹⁰⁶ und Victor Erlichs „Russischer Formalismus“¹⁰⁷. Dieses Spektrum zeigt die Überschreitung nationalphilologischer Grenzen und darüber hinaus das wachsende Interesse an Wertungsfragen an. Der Öffnung korrespondiert eine vorsichtige Kritik an der

⁹⁹ Benno von Wiese: „Der Gegenstandsschwund in der deutschen Literaturwissenschaft“, in: „Acta Germanica“ 5, Frankfurt/M. 1970, S.1-11.

¹⁰⁰ „Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft“, Reinbek b. Hamburg 1966.

¹⁰¹ Karl Otto Conrady: „Lateinische Dichtungstradition und deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts“, Bonn 1962.

¹⁰² „Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft“, München 1968.

¹⁰³ Conrady zitiert eine entsprechende Äußerung August Boeckhs: „Das Erkannte wiedererkennen, rein darstellen, die Verfälschung der Zeiten, den Mißverstand wegräumen, was nicht als Ganzes erscheint, zu einem Ganzen vereinigen, das alles ist wohl nicht ein *actum agere*, sondern etwas höchst Wesentliches, ohne welches bald alle Wissenschaft ihr Ende erreichen würde.“ (Conrady: „Einführung“, a.a.O., S.31.)

¹⁰⁴ „Wissenschaftlich im allgemeinsten Sinne verfahren wir, wenn unser - mit welchen methodischen Mitteln auch immer unternommenes - Vorgehen drauf zielt, einen Gegenstand unserer Betrachtung um seiner selbst willen zu erfassen, frei von erbaulich-gemütvollen Absichten, von pädagogischen Zwecken oder anderen Interessen.“ (Ebd., S.32f.)

¹⁰⁵ Ebd., S.60.

¹⁰⁶ „Analyse der Literaturkritik“, Stuttgart 1964.

¹⁰⁷ München 1964.

werkimmanenten Methode Emil Staigers.¹⁰⁸ Innerhalb der retrospektiven Darstellung des als gesichert geltenden Fachwissens nimmt Conrady zwei auffällige Akzentuierungen vor. Zum einen hebt er „die Anstrengungen um eine wissenschaftliche Analyse der Prosa“ hervor und erwähnt in diesem Zusammenhang als Arbeiten, „die grundsätzliche Klärung anstreben“¹⁰⁹, die Studien von Lämmert, Stanzel, Günther Müller, Wolfgang Kayser und Walter Pabst. Zum zweiten druckt er einen Auszug aus Peter Szondis Aufsatz „Zur Erkenntnisproblematik in der Literaturwissenschaft“ ab und macht ihn einem breiten Publikum zugänglich. Szondi, der in diesem Text eine „theoretische Hermeneutik“¹¹⁰ entwirft und damit ein innovatives Forschungsprogramm verfolgt, hat diese Chance wohl gesehen und den Aufsatz im Blick auf den Publikationsort selbst überarbeitet. Der hermeneutische Ansatz gibt Minimalkriterien für die Wissenschaftlichkeit einer modernisierten Literaturwissenschaft vor: „Es mag überraschen, daß der Begriff der Erkenntnis, statt sich auf den Ideengehalt und die Struktur des Kunstwerk sowie auf dessen Stellung im geschichtlichen Zusammenhang zu beziehen, auf das bloße Textverständnis beschränkt werden soll.“¹¹¹ Die Verbindung mit der Philosophie erfordert höhere Maßstäbe im Bereich der Methode. Wenn Szondi kritisch vermerkt, dass „der Stand der Unreflektiertheit der Wissenschaft inadäquat“¹¹² sei, gibt er eines der wichtigsten Stichworte der Reformphase vor: die Selbstreflexion (des Fachs) als immanentes Moment des Erkenntnisfortschritts.

Hermand zieht nur zwei Jahre später eine ähnliche Bilanz. Doch 1968 finden die Auseinandersetzungen um die Germanistik bereits unter dem Etikett „Methodenstreit“ statt. Insofern verlagert sich die Darstellung. Der konsensfähige Wissensbestand steht nicht mehr im Vordergrund des Interesses wie noch bei Conrady, obwohl auch Hermand die neuesten Ergebnisse der Gattungsforschung positiv registriert.¹¹³ Die Germanistik wird nun als ein im Zerfall begriffenes Fach erlebt. Homogenität und Identität sollen auf der Ebene der Methode durch eine Praxis wieder hergestellt werden, die er „synthetisches Interpretieren“ nennt.

Anders als Conrady sieht er in der wachsende Komplexität das Hauptproblem. Die gesuchten Lösungen müssten den gestiegenen Anforderungen genügen, „um sich bei der ständig

¹⁰⁸ Conrady: „Einführung“, a.a.O., S.62f.

¹⁰⁹ Ebd., S.61.

¹¹⁰ Szondi: „Zur Erkenntnisproblematik in der Literaturwissenschaft“ in: Conrady: „Einführung“, a.a.O., S.155.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² Ebd.

¹¹³ Hermand kritisiert die Tendenz der Gattungsgeschichte zu einem überhistorischen Universalismus (Hermand: „Synthetisches Interpretieren“, a.a.O., S.139), weist aber zugleich auf die Arbeiten von Wolfgang Ruttkowski. „Die literarischen Gattungen und Grundbegriffe“, Bern/München 1967 u. Friedrich Sengle: „Die literarische Formenlehre“, Stuttgart 1967.

wachsenden Wissensfülle und zugleich immer differenzierteren Sehweisen nicht von vorneherein wissenschaftlich zu disqualifizieren.“¹¹⁴ Es überrascht, daß Hermand schon 1968 rückblickend von methodischem Chaos und vom „Methodenkarussell der letzten Jahrzehnte“¹¹⁵ spricht. In den 1970er und 80er Jahren gilt 1968 als ‘Dambruch’ und Beginn des Methodenpluralismus, der u. a. für den Niedergang der Germanistik verantwortlich gemacht wird. Er ist also nicht zu jenen Kritikern zu rechnen, die von einer ‘szientistischen’ Wende des Fachs das Ende der Stagnation erwarten. Während Conrady in den wachsenden Aufgaben einen Fortschritt sieht und die neu entstehenden Richtungen von der psychoanalytischen Literaturwissenschaften über die Sozialgeschichte der Literatur bis zur linguistisch fundierten Textwissenschaft den Komplexitätsgrad literaturwissenschaftlicher Forschung erhöhen, strebt Hermand durch die „Synthese“ der Methoden die Reduktion auf ein überschaubares und kontrollierbares Feld an.

Die durch ‘Methoden’ und Theorien innerdisziplinär selbst erzeugte Komplexität ist ein Problem der Germanistik, das bis heute zu keiner konsensfähigen Lösung gefunden hat. Aus fachhistorischer Perspektive lässt sich konstatieren, dass ein bestimmter Grad an Komplexität sowohl der Mikro- als auch der Makroanalyse von Literatur nicht überschritten werden durfte. Dieser Grad schien um 1968 der Mehrheit der Wissenschaftler erreicht zu sein, wie der Argumentation Hermands u. a. unschwer zu entnehmen ist. An den genannten erfolgreichen Standardwerken lässt sich beobachten, welches Wissen in welcher Komplexität akzeptiert wurde. Dabei geht es nicht mehr um sektorales Wissen bestimmter ‘Schulen’ oder Forschungsrichtungen, das - in der Terminologie von Lakatos¹¹⁶ - über den „Hilfshypothesengürtel“ tradiert würde. Conradys „Einführung“ zeigt, dass philologisches ‘Handwerk’ und Gelehrtenhabitus immer noch Voraussetzung für die Kanonisierung von Fachwissen sind, Hermands „Synthetisches Interpretieren“ hingegen, dass die methodische Selbstreflexion unabdingbar geworden ist.

Benno von Wieses Bonner Abschiedsvorlesung ‘im Zorn’ aus dem Jahre 1970 bestätigt - vom Verfasser sicher nicht intendiert - durch ihre argumentative Schwäche, daß ein Modernisierungsschub in die Richtung kommunizierbarer, nach außen vermittelbarer Mindeststandards unvermeidbar war, sollte die Germanistik nicht innerhalb der *scientific*

¹¹⁴ Hermand: „Synthetisches Interpretieren“, a.a.O., S.10.

¹¹⁵ Ebd. Hermand nennt „Literatursoziologie, Motivgeschichte, Psychoanalyse, Marxismus, Generationstheorie, Geisteswissenschaft, New Criticism, Kunst der Interpretation, immanente Werkanalyse, Gattungsgeschichte, wechselseitige Erhellung der Künste, morphologische Literaturwissenschaft, Existentialismus, Problemgeschichte, Strukturalismus, Literaturbiologie, Phänomenologie, linguistische Methode oder reiner Formalismus.“ (Ebd., S.7)

¹¹⁶ Vgl. Lakatos/Musgrave: „Kritik und Erkenntnisfortschritt“, a.a.O.

community ins Abseits gedrängt werden.¹¹⁷ Wiese deutet die steigende Komplexität von Gegenständen (Text-Kontext-Relationen), Forschungsprogrammen und Theorien und Methoden als Degradierung der Literaturwissenschaft „in eine Unterdisziplin der Gesellschaftswissenschaften“¹¹⁸. Die Gefahr offenbare sich insbesondere durch die Vervielfältigung des Forschungsgegenstandes: „Der Gegenstand der neueren Germanistik kann nur *Sprache* und *Literatur* sein und zwar beide in ihrer wechselseitigen Beziehung gesehen. Als solcher ist er vorgegeben, so wie der Botaniker seine Pflanzen, der Mineraloge seine Kristalle und der Zoologe seine Tiere untersucht.“¹¹⁹ Wenn man die von der Wissenschaftstheorie beeinflusste Selbstverständigungsdiskussion hinzunimmt, die in sämtlichen Geistes- und Gesellschaftswissenschaften in den 1960ern stattfand, fällt auf, dass sie von Wiese nicht zur Kenntnis genommen worden ist. Er wählt, was 1970 nach der breiten Rezeption von Büchern wie Kuhns „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ alles andere als überzeugend wirkte, wissenschaftliche Paradigmen aus dem 18. bzw. 19. Jahrhundert und nicht aus der modernen Biologie oder Chemie, die gerade eine ‘Revolution’ ihrer Fächer erlebten und diesen ihre traditionellen Wissensbestände nicht mehr einfach nur zuordnen konnten. Damit schneidet er eine Forschungsperspektive ab, die heute auch in den Geisteswissenschaften selbstverständlich geworden ist. Dennoch stimmt er dem im Fach sich durchsetzenden Konsens über das nicht mehr Konsensfähige aus der Nachkriegsgermanistik zu und entwirft zugleich ein Schreckbild der in Gestalt der Linguistik und des Strukturalismus um 1970 sich etablierenden Fachgebiete bzw. Methoden: „Der Wissenschaft von der Dichtung ist dies nicht allzu gut bekommen. Raunende Verkündigung und gepflegter Bildungskultus haben denn auch bald abgewirtschaftet. Heute ist man hingegen dabei, am liebsten mit dem Blick auf den Computer und mit dem Kopf voll von mathematischen Formeln und abstrakten Prinzipien an die Dichtung heranzugehen.“¹²⁰ Wie bei Hermand werden die Methoden, deren Beginn hier ebenfalls auf die zwanziger und dreißiger Jahre datiert wird, als Hauptgefahr diagnostiziert.¹²¹ Wiese spricht von einer „Überschätzung der

¹¹⁷ Das ist z. B. die Befürchtung Wolfgang Isters: „Literaturwissenschaft in Konstanz: (...) verstand sich als Reaktion auf eine Malaise, die sich im Literaturbetrieb deutscher Universitäten unverkennbar auszubreiten begann. (...) Die Beschäftigung mit der Literatur schien so fragwürdig geworden zu sein, daß ihre Abschaffung zu einer weithin geteilten Parole wurde“. (W. I.: „Literaturwissenschaft in Konstanz“, in: „Gebremste Reform. Ein Kapitel deutscher Hochschulgeschichte. Universität Konstanz 1966-1976“, hg. von Hans Robert Jauß u. Herbert Nesselhauf, Konstanz 1977, S.181.

¹¹⁸ von Wiese: „Der Gegenstandsschwund“, a.a.O., S.1.

¹¹⁹ Ebd., S.2.

¹²⁰ Ebd., S.3.

¹²¹ Ein Topos über Achtundsechzig und die Folgen ist bis heute der Beliebigkeit erzeugende Methodenpluralismus. Die Texte von Benno von Wiese und von Hermand zeigen, daß dieser Topos vor 1968 auftaucht.

Methodenlehre“¹²², von „*Methoden* die Sachen wie Spinnewebe überlagerten“¹²³ und kritisiert „das zahlreiche Aufgebot neuer kollektiver Methodenschwärme mit oft unverständlicher, auf Stelzen gehender Terminologie“¹²⁴. Der Rückblick kulminiert in der Verteidigung akademischen Standesdenkens: „Einer demokratischen Gesellschaft mag die Idee einer Elite fremd sein, für die Wissenschaft bleibt sie unentbehrlich“¹²⁵. Damit bringt er gegenüber einem modernen Begriff wissenschaftlicher Professionalität noch einmal die Macht des traditionellen akademischen Habitus ins Spiel. Der Rückgriff auf die ‘Idee einer Elite’ zeigt an, wie groß die durch die Studentenbewegung (und die Bildungsexpansion) hervorgerufene Irritation ist, sie zeigt aber auch, welchen hohen Stellenwert Habitusfragen noch haben. Dies sollte bei der Untersuchung der Kanonisierung von Wissen nicht aus dem Blick geraten.

Anders als Wiese setzt sich Ingrid Strohschneider-Kohrs¹²⁶ argumentativ mit den Modernisierungsschüben des Fachs auseinander. Mit ihrem Aufsatz „Literarische Struktur und geschichtlicher Wandel. Aufriß wissenschaftsgeschichtlicher und methodologischer Probleme“ aus dem Jahre 1971 liegt ein fachhistorisch signifikantes Dokument der Selbstreflexion vor. Der Text ist weder als bilanzierende Einführung oder synthetisierende Zusammenschau noch als Paradigmenstiftung, sondern als systematischen Problemaufriss konzipierte. Wir werden uns auch bei diesem Beispiel auf die wesentlichen Aspekte konzentrieren. Der Aufsatz ist aufschlussreich, weil die Autorin sich noch entlang der Entwicklungslinie der Nachkriegsgermanistik bewegt, insbesondere was die Diskussion über das Verhältnis von (poetologisch-ontologisch-anthropologisch fundierter) werkimmanenter Interpretation und (geistesgeschichtlicher-gattungshistorischer-literatursoziologischer) Literaturgeschichtsschreibung betrifft. Sie führt diese Diskussion aber nun unter dem Einfluss des Formalismus/Strukturalismus/Marxismus unter dem Stichwort „Spannung und Verbindung zwischen Literatur und Geschichte“¹²⁷ weiter und versteht ihn als Beitrag zu dem „gegenwärtig höchst intensiv geführten Disput über Wege und Möglichkeiten der modernen Literaturwissenschaft“¹²⁸. Als des Modischen nicht verdächtige Romantikforscherin

¹²² von Wiese: „Gegenstandsschwund“, a.a.O., S.4.

¹²³ Ebd., S.6.

¹²⁴ Ebd., S.4.

¹²⁵ Ebd., S.11.

¹²⁶ Ingrid Strohschneider-Kohrs ist zu diesem Zeitpunkt Professorin an der neu gegründeten Ruhruniversität Bochum, an der sie bis zu ihrer Emeritierung wirkt, Mitherausgeberin der vom Strukturalismus und der Rezeptionstheorie beeinflussten Zeitschrift „Poetica“ und eine der wenigen Frauen auf einem Lehrstuhl einer deutschen Universität. Zu ihren Assistenten zählten u. a. Wolfgang Frühwald, Karl Eibl und Jürgen Link.

¹²⁷ Ingrid Strohschneider-Kohrs: „Literarische Struktur und geschichtlicher Wandel. Aufriß wissenschaftsgeschichtlicher und methodologischer Probleme“, München 1971, S.4.

¹²⁸ Ebd.

verwendet sie programmatisch den Terminus „moderne Wissenschaft“. Die zahlreichen Fußnoten und Anmerkungen zu Roland Barthes, Jauß, Alfred Schmidt, Lévi-Strauss, H. Lefèbvre, Sartre u. a. m. signalisieren Vertrautheit mit den aktuellen Entwicklungen in den Geisteswissenschaften. Ohne Diskontinuität zu riskieren, sucht sie Verbindungen zu den Modernisierungen, die sich vom Gegenstand und von den Methoden her begründen lassen. In einer phänomenologisch ausgerichteten Umcodierung der verhandelten Konzepte und in der Sicherung konsensfähiger Erkenntnisse sieht sie zwei Möglichkeiten zur Auflösung des Widerspruchs zwischen ‘Struktur’ und ‘Geschichte’. Ausgangspunkt sind Gemeinsamkeiten zwischen der phänomenologischen Poetik und dem linguistischen Strukturalismus: „Seit geraumer Zeit ist Klarheit und ein gewisser consensus darüber erreicht, daß das einzelne literarische Werk eine nach eigenen Gesetzen durchgebildete Struktur besitzt; es erscheint als ein sprachliches Zeichensystem von je besonderer Intentionalität“.¹²⁹ Die Einsicht in die Historizität literarischer Werke hingegen, Grundlage des sich um 1970 herausbildenden und über zehn Jahre erfolgreichen und einflußreichen Forschungsprogramms einer Sozialgeschichte der Literatur, wird zögerlich und mit größeren Bedenken mitgeteilt: „Es gilt überdies als eine unbestrittene Selbstverständlichkeit, daß das einzelne Literaturwerk (...) etwas ‘von seiner Zeit enthüllt’, und zwar auch und gerade das künstlerische Werk.“¹³⁰ Aus fachhistorischer Sicht ist zu konstatieren, dass hier die beiden wichtigsten Grundannahmen für eine Modernisierung der Literaturwissenschaft, Sprachlichkeit und Historizität, akzeptiert werden.

In ihrer weiteren, nur noch skizzenhaft entwickelten Argumentation arbeitet Strohschneider-Kohrs als wissenschaftstheoretisches Problem die fehlende Komplexität bisheriger germanistischer Methoden heraus: „Sie sprechen nahezu alle stets nur von *einer Schicht* der Literatur, benennen zumeist nur *ein Strukturelement* des literarischen Gebildes und verfolgen monolinear von dieser von ihnen genannten Komponente her die Möglichkeit der geschichtlichen Entwicklung. Sie bezeichnen dementsprechend zumeist auch nur *einen* Wirkfaktor, der die Veränderung in oder von dieser Schicht her auslöst oder entstehen läßt“.¹³¹ Während etwa Jost Hermand, der gesellschaftliche Verantwortlichkeit der Wissenschaft einfordert, eine Reduktion der erreichten Komplexität intendiert, entwickelt die an Kontinuität interessierte Phänomenologin ein Bewusstsein für die wachsende Komplexität der Gegenstände und der Disziplin. Sie fragt sehr präzise nach, welche neuen Anforderungen

¹²⁹ Ebd., S.5.

¹³⁰ Ebd., S.6. Wenn Strohschneider-Kohrs schreibt, „das literarische Kunstwerk trägt die Doppelsignatur geschichtlichen wie künstlerischen Seins“ (ebd.), so wird deutlich, dass Geschichtlichkeit hier mit Nikolai Hartmann phänomenologisch gedeutet wird.

sich aus der Verbindung von Strukturanalyse und historischer Betrachtung ergeben,¹³² und hält „eine multilineare Betrachtung“¹³³ für unabdingbar: „Es scheint, als trüge eine solche Forderung zunächst der Tatsache Rechnung, daß sowohl die Struktur literarischer Gebilde vielschichtig ist, als auch die geschichtlichen Prozesse - im ganzen gesehen - komplexer Natur sind; es scheint also, als könne diese Forderung dazu führen, beides in zureichender Weise in Beziehung zu setzen.“¹³⁴ Beziehen wir diese Aussage auf unseren Untersuchungsgegenstand, den Bestand an konsensfähigem Kernwissen, zeichnet sich ab, dass Studien wie die von Lämmert, Klotz und Szondi, den von Strohschneider-Kohrs formulierten Anforderungen genügen.

Doch bei jenen, die in einer ‘szientistischen’ Wende die einzige Möglichkeit sehen, Anschluss an die allgemeine Wissenschaftsentwicklung in den 1960ern zu finden, stößt der Versuch, Kontinuitäten zwischen Formanalyse, Gattungstypologie und modernem Strukturalismus herzustellen, auf Ablehnung. „Der Strukturalismus, der scheinbar seit den 50er Jahren verstärkten Einfluß auf die literaturwissenschaftliche Typologie gewann, ist in der Erzähltheorie nicht als eigentlicher Strukturalismus zu nehmen. Der Strukturalismus (...) führt nicht zu einer brauchbaren Theorie. Historisch manifeste Positionen werden durch die *Methode* (Strukturanalyse) allein nicht wesentlich verändert.“¹³⁵ Aus der Sicht der Kritiker liegt den im Umkreis der Gattungsforschung entstehenden Studien „ein Wissenschaftsverständnis“ zu Grunde, „das sich kaum um die Probleme der Systematisierung von Fachwissen kümmert“¹³⁶.

Die in der Tradition einer ‚latenten Poetik‘¹³⁷ stehenden Arbeiten, zu denen auch Szondis Dramenbuch zu zählen ist, kommen der Forderung nach einer ‘harten’ Theoriebildung nicht in ausreichendem Maße nach. Aus fachhistorischer Perspektive leisten sie etwas anderes. Mit ihnen findet eine über ihre wissenschaftlichen Prämissen uneinige Disziplin wieder einen ‘Grund’, ein fachspezifisches Elementarwissen, von dem aus sich ästhetische und historische Komplexität wahrnehmen, beschreiben und erkennen lässt. In der Phase selbst verordneter vorsichtiger und dann sich beschleunigender Modernisierung erlaubt dieses Wissen in einem

¹³¹ Ebd. S.14f.

¹³² „Läßt sich - schärfer formuliert - ‘Geschichte’, lassen sich Entwicklungsverläufe zwischen objektivierten, eigenstrukturierten Gebilden überhaupt feststellen und überprüfen?“ (Ebd., S.15.)

¹³³ Ebd.

¹³⁴ Ebd., S.15f. Hier zeichnet sich aus meiner Sicht eine diskursanalytische Verfahrensweise ab. Siehe insbesondere die Ausführungen zum Verhältnis von Synchronie und Diachronie, ebd., S.18f.

¹³⁵ Hildegard Stauch: „Kritik der klassischen Literaturwissenschaft. Zur Entwicklung einer modernen Literaturtheorie“, München 1973, S.133.

¹³⁶ Ebd., S.35.

¹³⁷ Stauch, a.a.O., S.136.

„Prozeß *selektiver Inkorporation* früherer Resultate“¹³⁸ konsensfähige Aussagen über Literatur und das Weiteragieren innerhalb des Fachs.

Dass umgekehrt ein striktes Befolgen wissenschaftstheoretischer Rationalitätsansprüche (Systematik, Plausibilität, Verifizierbarkeit, Widerspruchsfreiheit usw.) nicht zu einer Anerkennung innerhalb des Fachs führt, lässt sich an den Versuchen einer linguistischen Grundlegung der Literaturwissenschaft in der ‘heißen’ Phase der Kritik und der Paradigmenstiftung um 1970 zeigen.¹³⁹ Wir beschränken uns auf zwei signifikante Beispiele. Jens Ihwes Dissertation „linguistik in der literaturwissenschaft. zur entwicklung einer modernen theorie der literaturwissenschaft“¹⁴⁰ wurde für einen kurzen Zeitraum intensiv rezipiert. In ihr präsentierte der Verfasser eine Modernisierungsrhetorik, zu der nicht nur die dezidierte (autoritative) Berufung auf die Wissenschaftstheorie gehörte, sondern die Übernahme des in der anglo-amerikanischen Linguistik üblichen Wissenschaftsstils mit den in der Literaturwissenschaft zum Teil bis heute verpönten Abkürzungen und Zitationsweisen - und nicht zuletzt die Kleinschreibung im Titel. Ihwe verstößt so gegen die in der deutschen Literaturwissenschaft der Nachkriegszeit „ästhetisch-gebildete Darstellungsform“.¹⁴¹

Als Hauptvorwurf gegen die Literaturwissenschaft wird vorgebracht, dass ihr „die Prinzipien der modernen Wissenschaftstheorie auch in ihren Grundzügen unbekannt“¹⁴² seien. Die „vorbildliche Rolle der modernen SW [Sprachwissenschaft - KMB]“¹⁴³ wird umgekehrt mit ihrer wissenschaftlichen Modernität begründet. Für die Literaturwissenschaft der Gegenwart bleibt daher nur eine Konzeption als Applikationswissenschaft¹⁴⁴ wissenschaftstheoretisch abgesicherter Bereiche wie dem Russischen Formalismus und der generativen Grammatik, die es erlauben, im strengen Sinne von einer wissenschaftlichen Theorie zu sprechen. Das Ziel besteht darin, „eine rationale Grundlage für eine zukünftige Literaturwissenschaft im Sinne einer modernen (d. i. empirischen und theoretischen) Wissenschaft zu schaffen“¹⁴⁵ - und dies „in einem bewußten Gegensatz zu der herrschenden Methodologie der Literaturwissenschaft,

¹³⁸ Knorr-Cetina: „Die Fabrikation“, a.a.O., S.31.

¹³⁹ Vgl. dazu die frühen Beobachtungen von Lutz Danneberg/Hans-Harald Müller: „Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft. Ansprüche, Strategien, Resultate“, in: „Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie“, 10. Jg. (1979), S.162-191 und ihre damals noch vorsichtig formulierte Skepsis.

¹⁴⁰ München 1972. Die Arbeit wurde 1970 in Kiel als Dissertation angenommen. 1972 lehrte Ihwe an der Reformuniversität Konstanz.

¹⁴¹ Zu diesem Aspekt siehe den Problemaufriss von L. Danneberg/ J. Niederhauser: „...daß die Papierersparnis gänzlich zurücktrete gegenüber der schönen Form.“ Darstellungsformen der Wissenschaften im Wandel der Zeit und im Zugriff verschiedener Disziplinen“, in: L. Dannberg/ J. Niederhauser (Hg.): „Darstellungsformen der Wissenschaft im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie, Tübingen 1998, S.23-102.

¹⁴² Ihwe: „linguistik“, a.a.O., S.19.

¹⁴³ Ebd., S.20.

¹⁴⁴ H. H. Müller zählt Ihwe zu den „Übertragungsansätzen“. Müller: „Tendenzen“, a.a.O., S.100.

¹⁴⁵ Ihwe: „linguistik“, a.a.O., S.15.

die auf ihrem essentiell geisteswissenschaftlichen Charakter insistiert“¹⁴⁶. Letzteres trifft auf die gattungstheoretischen Studien von Lämmert, Klotz und Szondi zu, die zwar zur ‘Sprache’ und den elementaren literarischen Strukturen als ihrem ‘Material’ zurückkehren. Sie agieren aber nicht im Rahmen einer ‘harten’ empirischen Wissenschaft, die es, so Ihwe, „zunächst mit beobachtbaren Fakten“ zu tun hat, „in dem Sinne, daß sie bestimmte sinnlich-materiell (oder ‘physikalisch’) gegebene Erscheinungen unter bestimmten Fragestellungen als ihr primäres Datum akzeptiert.“¹⁴⁷ Auch wenn die genannten Arbeiten solche Daten noch liefern (Lämmert spricht sogar von Empirie), genügen sie den hier zugrunde gelegten wissenschaftstheoretischen Ansprüchen nicht.

Ähnlich wie Ihwe argumentiert 1976 eine Bielefelder Forschergruppe.¹⁴⁸ Kindt und Schmidt konstatieren anhand der von ihnen exemplarisch analysierten literaturwissenschaftlichen Werkinterpretationen vage Begrifflichkeit, unklare Argumentationsstruktur, das Fehlen eines Unterschieds zwischen Objekt- und Metasprache, zwischen Beobachtungsbegriffen und wertenden Begriffen, zwischen gewählter Untersuchungsmethode und zu lösendem Problem usw. Für die Gruppe handelt es sich bei den untersuchten germanistischen Arbeiten nicht um wissenschaftliche Texte, sondern um Forschungen „aus einer vorthoretischen Phase der Literaturwissenschaft“¹⁴⁹.

Ihwe setzt wie bei S. J. Schmidt vorthoretisch mit hermeneutisch-geisteswissenschaftlich gleich und favorisiert zugleich ein anti-hermeneutisches Konzept, das die Position des Subjekts (des Wissenschaftlers) im Forschungsprozess radikal verändert. Durch ‘Objektivierung’ des Erkenntnisprozesses werden nicht nur theoretische oder methodische Probleme berührt, sondern ebenso essentielle Fragen des für die Nachkriegsgermanistik habituellen Verhaltens zum Gegenstand Literatur, dem bis dahin eine besondere Dignität zugesprochen wurde. Insofern spielt auch das bei der Kanonisierung von Fachwissen eine Rolle, was Klaus Weimar das „Sozialverhalten in literaturwissenschaftlichen Texten“¹⁵⁰ genannt hat. Für Forschungsprogramme wie die von Ihwe oder Schmidt bedeutet dies, dass sie im Blick auf die vorherrschenden Normen so stark von „den Konventionen einer

¹⁴⁶ Ebd.

¹⁴⁷ Ebd., S.33.

¹⁴⁸ W. Kindt/S. J. Schmidt (Hg.): „Interpretationsanalysen. Argumentationsstrukturen in literaturwissenschaftlichen Interpretationen“, München 1976. Sie fordern, „daß die in literaturwissenschaftlichen Arbeiten durchgeführten Argumentationen logisch stringent und intersubjektiv nachvollziehbar sein, die in die Argumentation eingehenden Voraussetzungen explizit gemacht werden und die angegebenen Belege nachprüfbar sein sollen.“ (Ebd., S.9)

¹⁴⁹ So Peter Finke: „Kritische Überlegungen zu einer Interpretation Richard Alewyns“, in: Kindt/Schmidt: „Interpretationsanalysen“, a.a.O., S.39.

¹⁵⁰ Klaus Weimar: „Sozialverhalten in literaturwissenschaftlichen Texten. Max Kommerells ‘Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik’“, in: Danneberg/Niederhauser: „Darstellungsformen“, a.a.O., S.493.

wissenschaftlichen Disziplin“¹⁵¹ abweichen, dass das von ihnen hervorgebrachte Wissen, unabhängig von seiner Validität, nicht akzeptabel ist. Es könnte allenfalls für einen gewissen Zeitraum im ‘Hypothesengürtel’ vorgehalten werden.

Welche Folgerungen ergeben sich aus dem Prozess der Wissensakzeptierung für die Frage nach der Kanonisierung? Zunächst kann festgehalten werden, dass das Kanonwissen auch in der Ende der 1960er sich ‘modernisierenden’ Germanistik nicht mit theoretischen Grundannahmen, Basisaxiomen oder verifizierten Wissensbeständen identisch ist. Es befindet sich in einem Raum disziplinärer Kommunikation, in dem permanent ‘ausgehandelt’ wird, was temporär ist und was als Wissenskanon nicht immer wieder neu ausgehandelt werden muss, sondern ‘evolutionär’ fortgeschrieben werden kann.

Für diesen Vorgang kann aus Platzgründen nur ein Beispiel herangezogen werden, eine Rezension¹⁵² der von Jens Ihwe herausgegebenen Sammelbände zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Linguistik.¹⁵³ Herbert Seidler, ein sich im Grenzbereich von Sprach- und Literaturwissenschaft bewegendes Stilforscher, nutzt seine ausführliche Besprechung, um über die Auseinandersetzung in der Sache hinaus Fachgrenzen zu markieren. An den beiden Sammelbänden fällt auf den ersten Blick die Internationalisierung der Wissenschaftskommunikation auf. Die Germanistik war bis in die 1960er weitgehend Nationalphilologie, was von Lämmert, Conrady, Szondi u. a. bemängelt wurde. Die neu entstehende Linguistik in Deutschland positionierte sich sofort innerhalb eines internationalen Forschungskontextes. Seidler nimmt irritiert zur Kenntnis, dass die nicht-deutschen Beiträge überwiegen¹⁵⁴ und wirft den (vom Herausgeber gelobten) amerikanischen Beiträgern „die Vernachlässigung deutscher Fachliteratur“¹⁵⁵ vor, ohne zu reflektieren, weshalb deutsche Nachkriegsgermanistik nach der Beendigung nationalsozialistischer Herrschaft nicht sofort wieder uneingeschränkt im Ausland rezipiert wurde bzw. dass die Linguistik in der in den Sammelbänden vertretenen Ausprägung in Deutschland nicht existierte. Seidler lässt sich nicht auf den wissenschaftstheoretischen Kern der Linguistik der 1960er, eine anti-hermeneutische und nicht-philologische Empirie ein, sondern argumentiert mit Überbietungsgesten. Das neue Paradigma sei von „Ungenauigkeiten, ja Grobschlächtigkeiten“¹⁵⁶ gekennzeichnet und habe

¹⁵¹ Danneberg/Niederhauser: „Papiersparnis“, a.a.O., S.30.

¹⁵² Herbert Seidler: „Um den Problembereich von Literaturwissenschaft und Linguistik“, in: „Sprachkunst“ Nr.5, 1974, S.123-138.

¹⁵³ Jens Ihwe (Hg.): „Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd.1: Grundlagen und Voraussetzungen. Bd.2: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft“, Frankfurt/M. 1972.

¹⁵⁴ „Von den 47 Beiträgen (...) sind 20 im Original Englisch, 14 französisch, 2 russisch und 11 deutsch“. Seidler: „Um den Problembereich“, a.a.O., S.124.

¹⁵⁵ Ebd., S.125.

¹⁵⁶ Ebd., S.127.

„nicht einmal Proseminarniveau“¹⁵⁷. „Literaturwissenschaftliche Analyse“ sei, was die Exaktheit angehe „schon seit Jahrzehnten weiter.“¹⁵⁸ Die Hauptkritik richtet sich jedoch nicht gegen die jeweiligen einzelnen wissenschaftlichen Ergebnisse¹⁵⁹, sondern den ‘szientistischen’ Wissenschaftsbegriff: „Im ganzen handelt es sich hier darum, daß den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften zu wenig reflektierte und in ihren Grundansätzen falsch verstandene sogenannte naturwissenschaftliche Verfahrensweisen aufgedrängt werden sollen.“¹⁶⁰ Anders als bei Strohschneider-Kohrs ist die Kritik des Neuen nicht von eigenen Erkenntnisinteressen geleitet. Sie ist unsystematisch und bedient sich mit einer gewissen Beliebigkeit erfolgversprechender aktueller Muster. Dazu gehören der Vorwurf esoterischer Zirkelbildung¹⁶¹ ebenso wie jener der Geschichts-feindlichkeit¹⁶², den Jean Paul Sartre gegenüber dem Strukturalismus zusammen mit dem des Anti-Humanismus erhoben hatte. Beide Vorwürfe ließen sich auch in konjunkturrell erfolgreiche kulturkritische Diskurse wie den der Kritischen Theorie einschreiben und konnten damit die eigene Position stärken. Das Nicht-Verstehen einer nicht mehr mit allgemeinsprachlichen Begriffen operierenden, sich ausdifferenzierenden und spezialisierenden Linguistik wird auf die konkurrierenden Forscher projiziert und als deren Unfähigkeit zur Kommunikation mit dem Fach gedeutet. Das linguistische Forschungsprogramm wird auf der Habitus-Ebene als Verhalten von Marginalisierten wahrgenommen („das Absurde, Schaumschlägerische und Schwindelhafte“¹⁶³), ohne den eigenen Marginalisierungsprozess in interdisziplinären Kontexten ernsthaft¹⁶⁴ zu reflektieren.

Die Geburt literaturwissenschaftlicher Standardwerke in den Sechzigern

I. Bauformen des Erzählens

In den vorangegangenen Kapiteln lag der Schwerpunkt auf der Rekonstruktion der diskursiven Bedingungen. Auf der Grundlage der bisherigen Ergebnisse soll nun, wiederum exemplarisch, die Kanonisierung von Fachwissen in einer Phase disziplinärer Umbrüche

¹⁵⁷ Ebd., S.128.

¹⁵⁸ Ebd.

¹⁵⁹ Akzeptiert werden die Beiträge von Jakobson, Todorov und Riffaterre. Man müsste im Blick auf die Kanonisierung von Wissen genauer untersuchen, weshalb.

¹⁶⁰ Ebd., S.130.

¹⁶¹ Ebd., S.129.

¹⁶² Ebd., S.128.

¹⁶³ Ebd., S.134.

¹⁶⁴ „Auf die Gefahr hin, als hoffnungslos veraltet belächelt zu werden.“ (Ebd., S.137.)

skizziert werden. Bei dieser Beschreibung kommt es nicht auf die Validität des Wissens oder seine Bedeutung für die Gattungs- bzw. Erzählforschung, sondern allein auf den Prozess seiner Standardisierung an.

Eberhard Lämmerts „Bauformen des Erzählens haben ihren Erfolg - ausgehend von der Plausibilität der Ergebnisse - vor allem ihrer Abwendung von „Gehalten“ der Dichtung zu verdanken. Was zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Arbeit in der ersten Hälfte der 1950er als versachlichte Variante der werkimmanenten Interpretation erscheinen konnte, ließ sich um 1970 vor dem Hintergrund der in Deutschland verspäteten Rezeption des russischen Formalismus und französischen Strukturalismus als kompetente, fachimmanent argumentierende Abkehr vom Weltanschauungscharakter der Werkimmanenz lesen. Wenn Lämmert zwischen Gattung und Typus unterscheidet und seine Untersuchung auf den Typus konzentriert, dann erinnert diese methodische Vorgehensweise an die von Saussure vollzogene Trennung von *langue* und *parole*. Typen, so argumentiert Lämmert in der Tradition Günther Müllers, machen das „Wesentliche“ eines Kunstwerks aus, nicht aber dessen „Substanz“. In den Fünzigern konnte diese Nuance überhört werden, in den Sechzigern drängte sich Saussures Sprachverständnis auf: „die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz“¹⁶⁵. Typen oder „Bauformen“ bilden in Lämmerts Gattungstheorie ein System eigener Ordnung, das sich zwar diachron entwickelt habe, dessen ‘Wesen’, so die damalige Terminologie, sich jedoch erst in der Beschreibung der synchronen Differenzen erkennen lasse. Der Gattungs-begriff führe zur Literaturgeschichtsschreibung, der Typusbegriff zur „Dichtungswissenschaft“, die schon Wellek/Warren als Teilgebiet der Literaturwissenschaft genannt hatten. Wenn Lämmert seine Studie in die Kapitel „Der sukzessive Aufbau des Erzählwerks“, „Die sphärische Geschlossenheit des Erzählwerks“ und „Die Dimension der Rede im Erzählvorgang“ gliedert, so impliziert dies drei literaturtheoretische Grundentscheidungen:

- Die Zeitdimension weist Literatur als ästhetisches *Konstrukt* aus,
- die Geschlossenheit belegt ihren *Systemcharakter*,
- die Interdependenzen und die „Rede“ im Erzählvorgang weisen schließlich auf die *Komplexität* des Werks hin. Für die systematische Beschreibung soll nicht mehr auf ein dem Wandel der Geschichte ausgesetztes Autorsubjekt zurückgegriffen werden.

Daher auch die programmatische Wendung gegen eine *Kontingenzen* erzeugende historische Betrachtungsweise: „Typen sind ahistorische Konstanten“.¹⁶⁶ Geschichtlichkeit schlägt aus

¹⁶⁵ Ferdinand de Saussure: „Vorlesungen allgemeine Sprachwissenschaft“, Berlin ²1967, S.146.

¹⁶⁶ Ich zitiere im Folgenden nach der dritten, unveränderten Auflage, Stuttgart 1968 (hier S.16).

dieser Perspektive eine Schneise für weltanschauliche (Fehl-) Deutungen. Die 'Typologie' gilt als ein Modell höheren Abstraktionsniveaus und damit - im Kontext der Modernisierung der Geisteswissenschaften - größerer Wissenschaftlichkeit. Ihre theoretische Grundlegung bewegt sich zwischen ontologischer und anthropologischer Argumentation. Die „Erschließung“ ästhetischer Form wird als „die eigentliche Aufgabe der Dichtungswissenschaft“¹⁶⁷ angesehen.

Die literaturtheoretische Prämisse, es gehe um „Formen des Erzählens schlechthin“¹⁶⁸, erlaubt den Anschluss an die moderne Sprachwissenschaft. Wie in der Linguistik, die sich von der historischen (philologischen) Sprachwissenschaft abkoppelt, würde eine strikt geschichtliche Betrachtungsweise das Basistheorem relativieren und die Konzeption des literarischen Werks als eines 'Systems' aufsprengen. Wenn ein System unterstellt wird, so Lämmert, „schließt das von vorneherein jede historische Relation bei der Kategorienbildung aus.“¹⁶⁹ Die systematische Vorgehensweise versachlicht den Zugang zu den literarischen Werken. Lämmert erschließt so in Anlehnung an die Kunstwissenschaften eine ohne die Berufung auf Intuition und Kongenialität zugängliche Deskriptionsebene. Daraus resultiert eine methodische Strategie, die Lämmert als empirisches Vorgehen bezeichnet: „Diese Empirie kann sich nur auf Einzelinterpretationen, Vergleiche und Reihenbildung konkreter Dichtungsformen gründen.“¹⁷⁰ Im Rückgriff auf „Einzelinterpretationen“ äußert sich - im Unterschied zum literaturwissenschaftlichen Strukturalismus - ein hermeneutischer Vorbehalt. Dieser Vorbehalt schließt aus, dass sich die Untersuchung auf die empirische Konstatierung von Differenzen und Oppositionen innerhalb eines Systems beschränkt, und garantiert, dass wie bisher die 'Sinnfrage' im Spiel bleibt.

Es ist dieser (hermeneutische) Vorbehalt, der die Kanonisierung des formalisierten Wissens als Tradierung des Fachs erscheinen lässt. Aus der Sicht derjenigen, die von einer szientistisch erneuerten Literaturwissenschaft die Lösung der Krise erwarten, bleiben erhebliche Einwände.¹⁷¹ Doch öffnet der dezidierte Verzicht Lämmerts auf ein Modell ganzheitlicher Interpretation den Zugang auch für diese Richtung.¹⁷² Mit diesem Verzicht wird ein wichtiger Schritt von einer subjektzentrierten Interpretation zur objektzentrierten

¹⁶⁷ Lämmert: „Bauformen“, ebd., S. 16.

¹⁶⁸ Ebd.

¹⁶⁹ Ebd. Und das, obwohl hier noch nicht strukturalistisch, sondern organologisch-energetisch in der Tradition Humboldts gedacht wird.

¹⁷⁰ Ebd., S.17.

¹⁷¹ Siehe Helga Bleckwenn: „Morphologische Poetik“, a.a.O., und Klaus W. Hempfer: „Gattungstheorie. Information und Synthese“, München 1973.

¹⁷² „Damit verbietet sich aber gleichzeitig der Anspruch auf die Totalerfassung eines Einzelwerks oder auch nur einer Textstelle!“ (Lämmert: „Bauformen“, a.a.O., S.17).

Analyse vollzogen. Fragen der Biographie und der Intention des Autors erscheinen nun als zweitrangig. Die konstruierte Untersuchungseinheit besteht nicht in der „Ganzheit“¹⁷³ eines Werks, sondern in der „Konfiguration aller beobachteten Gestaltglieder und -schichten“¹⁷⁴.

Die Akzentverlagerung hin zu einer nachvollziehbaren und nachprüfbaren Analyse erklärt den raschen Wissenstransfer der Erzählforschung und der Dramen- und Lyriktheorie in die Schule, wo die „Strukturanalyse“ zum Kern des gymnasialen Literaturcurriculums avanciert.¹⁷⁵ Die Erzählanalyse baute auch früh eine Brücke zur Rezeptionsästhetik, indem sie die „Korrespondenz von Dichter und Zuhörer“¹⁷⁶ in ihre Untersuchungen einbezog. Sie zählt für Lämmert zur literaturwissenschaftlichen „Grundlagenforschung“¹⁷⁷, erhebt jedoch nicht den Anspruch auf ein Interpretationsmonopol, sondern sieht sich in einer „Dienstfunktion“¹⁷⁸. Allenfalls lässt sie sich noch der „Interpretationskunde“ und „Strukturanalyse“ im Sinne von Clemens Heselhaus und Wolfgang Kayser zuordnen.¹⁷⁹ Doch für sie trifft auch zu, was Danneberg in seiner wissenschaftstheoretischen Aufarbeitung der Werkimmanenz geltend gemacht hat, dass nämlich die „Maximierung vorausgesetzter (ästhetischer) Eigenschaften (...) zum Kriterium für den richtigen Interpretationsweg“¹⁸⁰ wird.

Zu diesen ästhetischen Eigenschaften zählt an erster Stelle das, was die dichtungswissenschaftliche Erzählanalyse als Bauformen bezeichnet hat. „Bauformen“ benennen terminologisch ästhetische Eigenschaften, denen sich der russische Formalismus¹⁸¹ und der tschechische Strukturalismus¹⁸² in der dort entwickelten Poetik der Form ebenfalls anzunähern suchten. Die Nähe zum Formalismus/Strukturalismus, dessen Innovationskraft in der zweiten Hälfte der Sechziger in den Literaturwissenschaften geschätzt wird, lässt die Schwelle für eine Kanonisierung auch bei jenen deutlich sinken, für die „der Anspruch auf rationale Überprüfbarkeit literaturwissenschaftlicher Aussagen“¹⁸³ bestimmend ist.

Einen Lämmerts „Bauformen“ vergleichbaren Weg von einer anglistischen Spezialuntersuchung zum literaturwissenschaftlichen Standardwerk legte Franz K. Stanzels Buch

¹⁷³ Ebd., S.246.

¹⁷⁴ Ebd., S.247.

¹⁷⁵ Vgl. u. a. Harro Müller-Michaels: „Dramatische Werke im Deutschunterricht“, Stuttgart 1975; Harro Müller-Michaels: Drama. Basisartikel“, in: „Praxis Deutsch“, H.31, 1978, S.13-18; Rolf Geissler: „Prolegomena zu einer Theorie der Literaturdidaktik“, Hannover 1970.

¹⁷⁶ Lämmert: „Bauformen“, a.a.O., S.245.

¹⁷⁷ Ebd., S.249.

¹⁷⁸ Ebd.

¹⁷⁹ Vgl. Danneberg: „Zur Theorie“, a.a.O., S.315.

¹⁸⁰ Ebd., S.318.

¹⁸¹ Vgl. Victor Erlich: „Russischer Formalismus“, Frankfurt/M. 1974.

¹⁸² Vgl. Jan Mukarovsky: „Kapitel aus der Poetik“, Frankfurt/M. 1967.

¹⁸³ Bleckwenn: „Morphologische Poetik“, a.a.O., S.74

„Typische Formen des Romans“¹⁸⁴ zurück. Stanzel betont noch stärker die Allgemeine Literaturwissenschaft als disziplinären Rahmen werk- und kunstadäquater Verwissenschaftlichung. Er nimmt, was in der Nachkriegsgermanistik trotz erster Versuche am Ende der Weimarer Republik nicht ohne Widerspruch möglich war, Anleihen bei den aufstrebenden Sozialwissenschaften. So zeige nach Stanzel die Typologie „an Hand von gedanklichen Konstruktionen die Möglichkeiten des Romans auf, Welt zu gestalten, ihr Sinngefüge anschaulich zu machen. Im Grunde verfährt die Romantypologie dabei ähnlich wie der Sozialwissenschaftler“¹⁸⁵. Hier klingen konstruktivistische Lebensweltkonzepte an, wie sie in der Soziologie erörtert wurden (Alfred Schütz, Berger/Luckmann). Eine vergleichbare Leistung wird versprochen: „Die typologische Klassifikation ist gleichsam die Röntgenaufnahme der Sinnstruktur des Romans.“¹⁸⁶ Wie Lämmerts „Bauformen“ offerieren Stanzels „Typische Formen“ rational überprüfbares und damit lehr- und erlernbares Wissen auf einem hohen Abstraktionsniveau und damit unverzichtbare Basisqualifikationen für eine Werkanalyse.¹⁸⁷

Bisher nicht beachtet wurde, welches ästhetische Konzept sich bei Lämmert mit dem Formbegriff verbindet, sieht man von historische Rückverweisen auf Walzel und Wölfflin ab. Uns müssen hier einige wenige Bemerkungen genügen. Ein erster Hinweis findet sich in Hermann Meyers Rezension Lämmerts, in der er „die ‘Bauformen’ ein ‘fast more geometrico durchkonstruiertes Werk’ genannt“¹⁸⁸ hat. Die ästhetischen Konturierungen lassen sich besser erkennen, wenn man den Begriff aus dem engen literaturwissenschaftlichen Kontext herausnimmt und auf den Ursprungskontext, die moderne Architektur des Bauhauses, bezieht. Die moderne Architektur habe, so Richard Sennett, spätestens seit dem Ende des Ersten Weltkriegs an der Idee einer „Weltgesellschaft“ gearbeitet. Eine „einheitliche und vereinheitlichende Sprache“¹⁸⁹ des Bauens sollte sie diesem Ziel näher bringen. Lämmerts sich in den „Bauformen“ abzeichnende Konzeption einer Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, die die Grenzen der Nationalphilologie überschreitet, ist der Idee der Weltgesellschaft durchaus vergleichbar. Beide folgen den ästhetischen Vorstellungen der klassischen Moderne und deren Tendenz zu Abstraktion, Funktionalismus und

¹⁸⁴ 2., durchgesehene Aufl. 1965.

¹⁸⁵ Ebd., S.8.

¹⁸⁶ Ebd., S.10. Das unterscheidet ihn z.B. deutlich von Paul Böckmanns Konzeption der „Formgeschichte der deutschen Dichtung. Bd.1: Von der Sinnbildsprache zur Ausdruckssprache“, Hamburg 1949.

¹⁸⁷ „Auf diese Weise wird eine Typologie des Romans Interpretationshilfe. Sie weist auf das allgemein Bestimmende, auf das Wesentliche in der Anlage, im Aufbau (...)“ (Stanzel: Typische Formen, a.a.O., S.10).

¹⁸⁸ So Bleckwenn: „Morphologische Poetik“, a.a.O., S.70.

¹⁸⁹ Ich beziehe mich auf die Darstellung von Michael Makropoulos: „Moderne und Kontingenz“, München 1997, hier S.84.

Universalismus. Diese drei Momente prägen die Mentalität der Kunstmoderne nach 1945 in Deutschland und lassen sich in den Poetiken von Krolow über Heißenbüttel bis zu Ingeborg Bachmann ebenso finden wie in Walter Höllers Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“. Wenn nach Walter Gropius, dem Theoretiker der Bauhausbewegung, Architektur „Wesensforschung eines Bauwerks“¹⁹⁰ ist, dann ist in dieser Formulierung die gleiche Quelle (Wölfflin, Walzel) zu vermuten wie in der Erzählforschung von Petsch über Müller bis zu Lämmert. Und wenn bei Gropius von einem „funktionellen Elementarismus“¹⁹¹ die Rede ist und er als Ziel seiner Baukunst angibt, „die geistigen Werte aus ihrer individuellen Beschränkung zu befreien und sie zu objektiver Geltung emporzuheben“¹⁹², so wird wie in Käte Hamburgers „Logik der Dichtung“ der Einfluß des Logischen Positivismus deutlich. Darüber hinaus zeichnet sich die Grundfigur des ästhetischen Denkens der Moderne ab: Elementarisierung, um einen gestaltungsoffenen Raum zu gewinnen.¹⁹³ Schon 1935 heißt es in der oben erwähnten Dissertation Gartes: „Diese sich wiederholenden kleinen und kleinsten Einheiten oder literarischen Gebilde sind Wesensbestandteile, Bausteine der Kunstform.“¹⁹⁴ Es handelt sich um „eine elaborierte Kombinatorik“¹⁹⁵ der Bauformen: in der modernen Architektur, aber eben auch im Erzählen. ‘Modernität’ macht sich bei Gropius und gleichermaßen bei Lämmert und Stanzel durch einen positiven Begriff der elementaren Form und der „Standardisierung“¹⁹⁶ bemerkbar. In der Bauhausästhetik bezeugt die Standardisierung im emphatischen Sinn „immer den Höchststand einer Kultur, die Auslese des Besten, die Abscheidung des Wesenhaften und Überpersönlichen vom Persönlichen und Zufälligen“¹⁹⁷. Die moderne Erzähltheorie argumentiert ähnlich, wenn sie die „Sprache“ und die „Formen“ als den „Wesensgrund“ der Dichtung bezeichnet.

Klaus W. Hempfers „Gattungstheorie. Information und Synthese“¹⁹⁸ fehlen solche Referenzen auf eine Ästhetik der Moderne. Dies ist allerdings nicht die einzige Ursache für ein Ausbleiben der Kanonisierung des präsentierten Fachwissens. Die Studie aus dem Jahr 1973 lässt sich in ihrem wissenschaftstheoretischen Anspruch und ihrem Wissenschaftsstil mit Kindt/Schmidt¹⁹⁹ vergleichen: „Wissenschaftliche Termini müssen also im Unterschied zu Gebrauchsprädikatore[n] ‘kontextunabhängige oder kontextinvariante Elemente’ einer

¹⁹⁰ Zit. nach Makropoulos, ebd., S. 85.

¹⁹¹ Makropoulos, ebd.

¹⁹² Walter Gropius zit. nach Makropoulos, ebd.

¹⁹³ Makropoulos, ebd., S.86

¹⁹⁴ Garte: „Kunstform Schauerroman“, a.a.O., S.11.

¹⁹⁵ Makropoulos: „Moderne“, a.a.O., S.91.

¹⁹⁶ Walter Gropius zit. nach Makropoulos, ebd.

¹⁹⁷ Michael Müller zit. nach Makropoulos, ebd.

¹⁹⁸ München 1973.

spezifischen Wissenschaftssprache sein und zueinander in einem 'systematischen Zusammenhang' stehen, d.h. sie müssen sich 'gegenseitig im Gefüge eines Systems' bestimmen, und 'eine Terminologie ist nichts anderes als eben ein solches System'. Diese Bedingung, die prinzipiell jede Wissenschaftssprache erfüllen muss, um Missverständnisse und Aneinandervorbeireden auszuschneiden, ist in den Geisteswissenschaften weitgehend nicht gegeben.²⁰⁰

Das Präzisionsgebot ist hier gegenüber den bisher betrachteten Standardwerken deutlich verschärft worden. Es ist zu vermuten, dass die den Denk- und Schreibstil traditioneller Literaturwissenschaft missachtende Präzision zum Hindernis für eine Kanonisierung in der Germanistik wird.²⁰¹ Trotz größerer wissenschaftlicher Strenge wird dieses Wissen nur partiell rezipiert. Es bleibt eine 'Forschungsposition', die an einen Namen gebunden ist. Eine solche Rückerinnerung an eine bestimmte Position ist bei Unterscheidungen wie jenen zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit und offener und geschlossener Form des Dramas nicht mehr erforderlich.

II. Geschlossene und offene Form im Drama

Volker Klotz bewegt sich mit seiner Studie „Geschlossene und offene Form im Drama“²⁰² aus fachgeschichtlicher Sicht in einem vergleichbaren Forschungsrahmen wie Lämmert. Das gilt insbesondere für die Bezugnahme auf Walzel, Wölfflin, Petsch und Wolfgang Kayser. Mit Erich Auerbachs „Mimesis“²⁰³ findet eine andere Forschungsrichtung Eingang in seine Konzeption. Mögliche Konsequenzen für die Kanonisierung können an dieser Stelle nicht untersucht werden. Peter Szondi's „Theorie des Dramas“ (1956) wird von Klotz zur Kenntnis genommen, jedoch noch nicht als wegweisende Forschungsleistung.

Walter Höllerer führt als Herausgeber der Schriftenreihe „Literatur als Kunst“, in der Klotz' Studie erscheint, Gelingen auf das Zusammenspiel von wissenschaftlich nachprüfbarer Deskription und kunstadäquater 'Wesensbestimmung' zurück: „Die beiden hier herausgearbeiteten Grundtendenzen des Dramas werden nicht nur als formale Stiltypen verstanden, sondern auch als Ergebnisse verschiedener Weltansicht. Den Bewegpunkten, aus denen sie ihre Gesetzmäßigkeit erhalten, wird nachgefragt. (...) Volker Klotz versteht es, ein

¹⁹⁹ Kindt/Schmidt: „Interpretationsanalysen“, a.a.O.

²⁰⁰ Hempfer: „Gattungstheorie“, a.a.O. S.14f.

²⁰¹ So erwähnt Jochen Vogt in seiner in zahlreichen Auflagen und Nachdrucken erschienenen Einführung „Aspekte erzählender Prosa“, 7. neubearb. u. erw. Aufl. Opladen 1990, Hempfer an keiner Stelle, Lämmert hingegen fünfzehn- und Stanzel sechzehnmal.

²⁰² Im Folgenden wird nach der 9. Auflage München 1978 zitiert.

²⁰³ Erich Auerbach: „Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur“, 3. Aufl. Bern u. München 1964. (Erstaufl. 1946)

begriffliches Ordnungsgefüge auf Grund von Einzelbeobachtungen zu schaffen, das die Fülle der Erscheinungen nicht preßt und das voreilige Parallelschlüsse kritisch aussondert.“²⁰⁴

Es sind die gleichen Voraussetzungen, die wir für eine Kanonisierung von Fachwissen in der Phase der Krise, Reformen und Paradigmenwechsel am Beispiel Lämmerts herausgearbeitet haben. Klotz verzichtet (wie Lämmert übrigens auch) auf eine Überarbeitung bzw. Neufassung und registriert seine Studie (explizit in der Auflage von 1975) als etabliertes Standardwerk. Die Neuauflagen und Nachdrucke fallen in die Hochphase sozialgeschichtlicher Literaturbetrachtung, d.h. in einen Zeitraum, in dem sich nach Wilhelm Voßkamps Befund die Spannungen zwischen denen, die das Artifizielle der Literatur und jenen, die ihre Geschichtlichkeit betonen, verschärfen.²⁰⁵ Gleich Lämmert sieht er rückblickend, dass sein Buch „trotz gegenteiliger Absichtsversicherung (...), der Gefahr übermäßiger Abstraktion von Geschichte nicht ganz entgangen“²⁰⁶ sei. Die „Suggestion einer typologischen Formpolarität“²⁰⁷ sei fragwürdig. Dennoch weiß er aber um die Wirkung solcher Klassifikationen. Die Studie erscheint weiterhin unverändert. Kanonwissen muß nicht modifiziert, sondern tradiert werden.

III. Theorie des Dramas

Peter Szondi ist schon mehrfach aus unterschiedlichen Perspektiven zum Gegenstand germanistischer Fachgeschichtsschreibung geworden.²⁰⁸ Eberhard Lämmert hat 1994 in einer von kollegialer Hochachtung gekennzeichneten Gedenkrede seine besondere wissenschaftliche Leistung zu würdigen gewusst. Auf der einen Seite zeichnete Szondi der in der Nachkriegsgermanistik emphatisch besetzte „stille Kult des Genauen, der unablässige geistig-moralische Appell der Präzision des Lesens und Schreibens“²⁰⁹ aus. Neu war die auf den Gegenstand und die Methode gerichtete hohe theoretische Reflexionsfähigkeit, das, was Szondi als Problem der philologischen Erkenntnis umrissen hatte.²¹⁰ An anderer Stelle wird aus theoriegeschichtlicher Perspektive zu prüfen sein, ob Szondis Erneuerung der

²⁰⁴ Walter Höllerer, „Zur Einführung“, in: Klotz: „Geschlossene Form“, a.a.O., [S.5].

²⁰⁵ Wilhelm Voßkamp: „Einheit in der Differenz. Zur Situation der Literaturwissenschaft in wissenschaftshistorischer Perspektive“, in: Ludwig Jäger (Hg.): „Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994“, Weinheim 1994, S.29-45.

²⁰⁶ Klotz: „Geschlossene Form“, a.a.O., S.12.

²⁰⁷ Ebd..

²⁰⁸ Vgl. u.a. Scherer: „Philologische Modernisierung“, a.a.O.; Peter Szondi: „Briefe“, hg. von Christoph König u. Thomas Sparr, Frankfurt/M. 1993; Christoph König: „Kritische Philologie heute“, in: Schönert: „Literaturwissenschaft“, a.a.O., S.317-335; Eberhard Lämmert: „Peter Szondi. Ein Rückblick zu seinem 65. Geburtstag“, in: „Poetica“ 26.Jg. (1994), S.1-30

²⁰⁹ Rainer Gruenter: [Ohne Titel], in: „Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?“ hg. von Siegfried Unseld, Frankfurt/M. 1972, S.100-105.

²¹⁰ Vgl. Scherer: „Philologische Modernisierung“, a.a.O., S.296.

Hermeneutik, „die im vollkommenen Verstehen einer Schrift ihre Aufgabe“²¹¹ sah, der einzig *genuine* literaturwissenschaftliche Beitrag von Rang zur Modernisierung der Disziplin darstellte und wo seine Potentiale und seine Grenzen lagen und liegen.

Der Problemhorizont der „Theorie des modernen Dramas“²¹² wird - wie bei Lämmert und Klotz - durch das Konzept einer transhistorischen (gattungsspezifischen) Poetik begrenzt. Daraus resultiert als erste methodische Konsequenz, daß Autorintention und Biographie in den Hintergrund rücken. In Szondis Worten: „dieser Bezug gehört nicht wesentlich zum Werksein.“²¹³ Emil Staiger nahm in seinen „Grundbegriffen der Poetik“²¹⁴ in metaphysischer Überbietung der Hegelschen Gattungslehre aus dessen „Vorlesungen über die Ästhetik“ und in Allusion an den Begriff der ‘menschlichen Gattung’ an, daß sich in den drei literarischen Gattungen elementare „Seinsweisen“ des Menschen äußern. Lämmert und Klotz hingegen wählten als Gegenstand eine mittlere, heute würde man sagen produktionsästhetische Ebene der Bauformen und Typen, denen gleichwohl Universalität und Kontinuität zugeschrieben wurden. Hier beginnt die Differenz zur „Theorie des Dramas“. Während bei Lämmert Ähnlichkeitsbeziehungen (Typen, Serien usw.) im Vordergrund stehen und (auf diese Weise eine Beziehung zum literaturwissenschaftlichen Strukturalismus hergestellt werden kann), betreibt Szondi eine „Historisierung der Gattungspoetik“²¹⁵. Er möchte er dem historischen Wandel auf die Spur kommen,²¹⁶ ohne Literaturgeschichte nach den gängigen geisteswissenschaftlichen Mustern schreiben zu wollen. Das ist im Kontext der Nachkriegsgermanistik ein höchst ambitioniertes und riskantes Unterfangen, zumal wenn man sich dabei auf Georg Lukács, Walter Benjamin und Theodor W. Adorno beruft.

Die gattungspoetischen Studien von Lämmert und Klotz einerseits und Szondi andererseits, die zunächst unterschiedliche Richtungen einschlagen, nähern sich in den selbstkritischen Reflexionen ihrer Verfasser Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre an. Während erstere die wenig ausgeprägte Historizität ihrer Analysen bemängeln, sucht Szondi nach einer Stärkung der Formuntersuchung - und zwar durch Verfahren der Linguistik und, recht früh (1970), der Dekonstruktion, um, wie er schreibt, „über jene heute übliche Praxis der Interpretation hinauszugelangen“²¹⁷. Die „Theorie des modernen Dramas“ bedeutete als

²¹¹ Peter Szondi: „Schriften I“, Frankfurt/M. 1978, S.263.

²¹² 1. Auflage 1956. 1959 erscheint eine revidierte Aufl. für die „edition suhrkamp“. Hier wird nach der (damit identischen) 4. Aufl. 1967 zitiert.

²¹³ Ebd., S.15.

²¹⁴ Emil Staiger: „Grundbegriffe“, a.a.O.

²¹⁵ Scherer: „Philologische Modernisierung“, a.a.O., S.300.

²¹⁶ „Eine dritte Möglichkeit bestand im Ausharren auf dem historisierten Boden.“ (Szondi: „Theorie“, a.a.O., S.11.

²¹⁷ Szondi: „Schriften I“, a.a.O., S.109.

„wertungsneutrale Rekonstruktion seiner Strukturgeschichte“²¹⁸ einen Schritt in Richtung einer „noch ausstehenden neuen Interpretationslehre“²¹⁹. Ihre Ergebnisse lassen sich durch eigene Textlektüren nachprüfen. Deshalb gehen auch sie sehr rasch in das Wissen über Literatur ein, das im reformierten Schul- und Bildungssystem seit Ende der sechziger Jahre vermittelt wird.²²⁰

In der Suhrkamp-Fassung, die zum Standardwerk reüssiert, wählt Szondi eine andere Forschungsstrategie als Lämmert und Klotz. Während diese sich in der Tradition des Fachs auf den „Stand der Forschung“ stützen, stellt Szondi seinen Werkanalysen in einer allerdings mißverständlichen Formulierung „eine Darstellung des Dramas selbst voraus.“²²¹ Darin liegt kein Bruch mit der Tradition begründet, sondern hier wird ein souveräner Umgang mit dem bisherigen konsensfähigen bzw. akzeptierten Wissen demonstriert.

Darüber hinaus vollzieht Szondi einen methodischen Schritt, der in den siebziger und achtziger Jahren zum Ausweis der Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit geworden ist. Er konstituiert im genannten Kapitel zunächst den Gegenstand seiner Untersuchung begrifflich, historisch und poetologisch. Damit erreicht er einen höheren Grad an Reflexivität und „demonstriert die Möglichkeit einer theoretisch reflektierten Wissenschaft“²²². Dieser Schritt hat, zusammen mit dem philologischen Ethos, aus meiner Sicht mehr noch als das Kriterium der Nachprüfbarkeit und Anschlußfähigkeit zur Akzeptanz und dann zur Kanonisierung beigetragen.

Man kann Szondi entlang der Grundlinie der Entwicklung der Nachkriegsgermanistik als reflektierten Vertreter der Übergangsphase zwischen 1955 und 1965 vor dem ‘scientific turn’ beschreiben.²²³ Es ist zutreffend, dass er zunächst (als Doktorand) von der Kontroverse zwischen einer werk- und einer literaturgeschichtsorientierten Richtung ausgeht. Aber die „Theorie des Dramas“ lässt sich aus dieser engen Konstellation heraus nicht mehr verstehen, wie Lämmert zutreffend konstatiert hat: „Seiner Theorie des modernen Dramas dient vielmehr gerade die Spannung, in die inhaltliche Komponenten eines Stücks zu überkommenen Formen der Dramatik treten, als Indikator eines historischen Prozesses, der je nach dem Austrag solcher Spannungen traditionelle und innovative Komponenten der Dramatik in ein neues Verhältnis zueinander setzt und damit auch die Dramentheorie

²¹⁸ Scherer: „Philologische Modernisierung“, a.a.O., S.305.

²¹⁹ Szondi: „Schriften I“, a.a.O., S.109.

²²⁰ Siehe Fußnote 175.

²²¹ Szondi: „Theorie“, a.a.O., S.13.

²²² Scherer: „Philologische Modernisierung“, a.a.O., S.298

²²³ Ebd., S.297.

fortschreitend verändert.“²²⁴ Ich möchte diese Beobachtung noch verstärken und behaupten, dass Szondi in der „Theorie“ zu ‘evolutionstheoretischen’ Überlegungen übergeht, wenn er von der „Krise des modernen Dramas“ spricht, die ihrerseits zum Indikator für einen Gattungswandel wird. ‘Sozialer Wandel’ ist eines der zentralen Themen in den Sozialwissenschaften der 1960er Jahre. Unter den Stichworten der sozialen Evolution und des Verhältnisses von Struktur und Geschichte werden dort einflussreiche theoretische Debatten ausgetragen, an denen z. B. Jürgen Habermas beteiligt ist.²²⁵ In diesen Auseinandersetzungen, die ein wachsendes Interesse der Wissenschaften an den *Ursachen* historischen Wandels signalisieren, steht - in Konkurrenz zum marxistischen dialektischen Geschichtsmodell - die Frage der (System-)Immanenz historischer Entwicklung im Vordergrund.

Ein solches (kunst-)immanentes und dennoch historisch vermitteltes Evolutionsmodell entwirft Szondi in seinem Dramenbuch. Wenn weder Zeit noch Raum, sondern die „Dialogizität“²²⁶ den Kern des Dramas bildet, impliziert dies den historischen Ausschluß des vorbürgerlichen Dramas. Erst der Dialog konstituiert autonome Subjekte, deren (symmetrische) Kommunikation - so wie in Habermas’ Öffentlichkeitsbuch²²⁷ - seit der Aufklärung das Drama ermöglichen. Wird die „Möglichkeit des Dialogs“²²⁸ eingeschränkt oder verschwindet sie gar, weil die Subjekte aus unterschiedlichen historischen Gründen zur Kommunikation nicht mehr fähig sind, setzt die ‘Evolution’ ein. Der Wandel, so Szondi, äußert sich aber nicht allein in der krisenhaften Veränderung einzelner Werke, sondern er betrifft auch das ‘Wesen’ des Dramas, so dass z.B. mediale Überschreitungen zum Film möglich werden.²²⁹

Als Fazit der noch vorläufigen Untersuchung Szondis kann festgehalten werden, daß die Ursachen für die Kanonisierung seiner „Theorie des Dramas“ zum Standardwissen komplexer sind und über die Entstehungszeit hinausweisen. Die ‘Schnittmenge’ mit den Werken von Lämmert und Klotz darf jedoch nicht als gering veranschlagt werden. Sie ergibt sich aus der Kontinuität der Gattungsforschung und der Dichtungswissenschaft. Szondi ist im Vergleich zu Lämmert und Klotz in seinen Einzelanalysen viel stärker der werkimmanenten

²²⁴ Lämmert: „Peter Szondi“, a.a.O., S.6.

²²⁵ Siehe u.a. Jürgen Habermas: „Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus“, Frankfurt/M. 1976, S.129-270; Benjamin Nelson: „Der Ursprung der Moderne. Vergleichende Studien zum Zivilisationsprozeß“, Frankfurt/M. 1977; Edgar Zilsel: Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft, Frankfurt/M. 1976; Talcot Parsons: „Societies, Evolutionary and Comparative Perspectives“, Englewood Cliffs 1966; Hans Peter Dreitzel: „Sozialer Wandel, Zivilisation und Fortschritt als Kategorien der soziologischen Theorie“, Neuwied und Berlin 1967; „Theorien des sozialen Wandels“, hg. von W. Zapf, Köln 1969.

²²⁶ Szondi: „Theorie“, a.a.O., S.15 u. S.19.

²²⁷ Jürgen Habermas: „Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft“, Neuwied und Berlin 1962. (Zahlreiche Neuaufl.)

²²⁸ Szondi: „Theorie“, a.a.O., S.19.

Interpretation verpflichtet und lässt sich daher weniger für die linguistische Texttheorie oder Textsortenlehre funktionalisieren.²³⁰ Das beschränkt seine Reichweite innerhalb der Literaturwissenschaft. Auf der anderen Seite weist sein Interesse an evolutionären Prozessen der Literatur auf einen zentralen Kritikpunkt in der Krisen- und Umbruchsphase der Germanistik, ihre Ahistorizität.²³¹

Wissenskanon und die Identität des Fachs

Die hier betrachteten Standardwerke sind schon in anderen Zusammenhängen als „kanonische Werke der Literaturwissenschaft“²³² bezeichnet worden. In der Kanonforschung besteht Übereinstimmung darin, daß Kanones in der Moderne nicht allein durch die Macht oder Autorität der Sache oder einer Personengruppe etabliert werden können.²³³ Ich würde im Blick auf die Kanonisierung von Fachwissen in der Literaturwissenschaften davon ausgehen, dass sie auf einem Konsens innerhalb der „Ordnung des Diskurses“ (Foucault) beruht, der dennoch ein (temporäres) Resultat diskursiver Machtkämpfe darstellt. Die Ergebnisse unserer vorerst stichprobenhaften Untersuchung sprechen für die These der Wissenschaftstheorie, dass es in jeder Wissenschaft „ein die Auffassung einer Zeit prägendes, Regeln wie metaphysische Elemente wie erfolgreiche Beispiele umfassendes disziplinäres Grundmuster gibt, das unverzichtbar und darum nicht eliminierbar ist.“²³⁴ Das Zusammenspiel von Regeln, Grundelementen und ‘erfolgreichen Beispielen’ habe ich, ergänzt durch Hinweise auf habituelle Distinktionspraktiken, darzustellen versucht. Unter diesen Voraussetzungen lässt sich Luckmanns Kanondefinition auch auf die Literaturwissenschaft applizieren: „Kanones sind, erstens, Bestandteile eines gesellschaftlich (sprachlich, didaktisch, formelhaft) objektivierten gesellschaftlichen Wissensvorrats, sei es des gesellschaftlichen Allgemeinwissens, sei es des Sonderwissens; und zweitens beruhen Kanones auf institutionell mehr oder minder stark entwickelten Zwangs-‘Apparaten’.“²³⁵ Das ‘Sonderwissen’ der Germanistik erfährt seit den 1950er Jahren eine allgemein-gesellschaftliche, im Zuge der

²²⁹ Ebd., S.121ff.

²³⁰ Siehe Hempfers Szondi-Kritik. Hempfer: „Gattungstheorie“, a.a.O., S.164.

²³¹ Vgl. Jürgen Kolbe (Hg.): „Ansichten einer künftigen Germanistik“, München 1969 u. vor noch dezidierter: Jürgen Kolbe (Hg.): Neue Ansichten einer künftigen Germanistik, München 1973.

²³² So Scherer: „Philologische Modernisierung“, a.a.O., S.299 zu Szondis „Theorie des modernen Dramas“. Dort wiederum der Hinweis auf Carsten Zelles „Kurze Bücherkunde für Literaturwissenschaftler“, Tübingen/Basel 1998.

²³³ Dazu grundlegend Renate von Heydebrand: „Kanon Macht Kultur – Versuch einer Zusammenfassung“, in: Renate von Heydebrand (Hg.): „Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung“, Stuttgart/Weimar 1998, S. 612 - 626.

²³⁴ Poser: „Wissenschaftstheorie“, a.a.O., S.154.

²³⁵ Thomas Luckmann: „Kanon und Konversion“, in: Aleida und Jan Assmann (Hg.): „Kanon und Zensur. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation“, München 1987, S. 38.

Modernisierung der Universität und der Hegemonie des 'Szientismus'²³⁶ aber auch eine institutionelle Entwertung. Kanonisierbar ist ein Wissen, das dieser Entwertung nicht anheimfällt und zugleich die Funktion der Literaturwissenschaft als „Wächter der Überlieferung“, als „Institution der Textpflege“ und der „Sinnpflege“²³⁷ garantiert. Standardwerke, deren Anerkennung ein breiter fachinterner Konsens zu Grunde liegt, sichern die Kontinuität eines auseinanderstrebenden und von Grundsatzdebatten erschütterten Fachs. Sie leisten eine gegenstandsbezogene Reduktion des Fachwissen und ermöglichen so weiterhin „die Teilnahme an der Kommunikation“²³⁸ des Fachs und „die soziale Intergration“²³⁹ aller Beteiligten. Nicht zuletzt schaffen sie eine innere Verbindung zu anderen Institutionen der 'Text- und Sinnpflege' wie der Schule, die das kanonisierte Wissen in ihre lebensweltlichen Zusammenhänge transferieren und als Orientierungswissen rezipieren und tradieren.²⁴⁰

²³⁶ Dazu Rosenberg: „Semantik“, a.a.O.

²³⁷ Aleida und Jan Assmann: „Kanon und Zensur“, in: Dies. (Hg.), ebd., S. 11.

²³⁸ Alois Hahn: „Kanonisierungsstile“, in: A. u. J. Assmann (Hg.): „Kanon“, a.a.O., S. 32. Alois Hahn: „Kanonisierungsstile“, in: A. u. J. Assmann (Hg.): „Kanon“, a.a.O., S. 32.

²³⁹ A. u. J. Assmann: „Kanon und Zensur“, a.a.O., S. 21.

²⁴⁰ „Erst ein Kanon, der bei den Rezipienten gilt, ist im strengen Sinne ein Kanon.“ (Heydebrand, 1998, S.621)